Anſelm Deſings,
Benedictinerordens Abbte in dem befreyten
Stifte und Kloſter Ensdorf

Staatsfrage:

Sind die Güter und Einkünfte der Geiſtlichkeit dem Staate ſchädlich oder nicht?

Beantwortet und
Lochſtein und Neubergern
entgegen geſetzt.

Ad PP. franciscanos

Monachij Bibl.

München, bey Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler
nächſt dem ſchönen Thurn. 1768.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Divitiæ, quia invidiæ ſunt obnoxiæ
difficulter cuſtodiuntur, etiamſi ſacræ ſint.

PRINCIPATUI,
SACERDOTIO,
NOBILITATI,
TOTIUS GENERIS
BOJORUM;
Hoc eſt:
AVITÆ,
CLEMENTIÆ,
SANCTITATIS,
VIRTUTIS,
Exemplis perpetuis:
hoc, qualecumque eſt commentationis,
ex ipſorum maxime animi ſententia,
rebus geſtis dudum explicata,
profectum,
inſcriptum, conſecratumque,
ut,
quorum ſapientia res hæc Boica
ex æterni Numinis Indulgentia
adhuc ſtetit,

Eorundem junctis animis
porro ne labem patiatur,
quin potius incrementa capiat,
cœlo ſubitura:
Utque
cum ceteris Dei Miniſtris
Veterem etiam Divi Benedicti
familiam,
cujus labore ac providentia
in Boica
et Pontificatus inſtituti
et animi exculti
et regnum ipſum exornatum
varie fuit,
ferant atque tueantur,
Gratitudinis et Memoriæ
ergo

D. D. D.

devotiſſimus
AUCTOR.

Vor=

Vorrede
an die chriſtlichen Leſer.

Vor Allen bitte ich überhaupts, daß ſie dieſe Schrift mit gleichgiltigem, heitern, und aufmerkſamen Gemüthe leſen wollen: daß ſich Niemand Mühe gebe, meine Worte auszulegen. Das Recht den Verſtand eines Buches zu beſtimmen ſtehet keinem andern Menſchen als dem Verfaßer davon ſelbſt zu. Wie leicht iſt es nicht, wenn ſich eine zweydeutige Stelle findet, die man verkehrt verſtehen könnte, dieſelbe auf die gute Seite zu ziehen?

Vorrede.

Mein Zweck war, immerdar beßer zu ſchreiben. Der Zweck meiner Leſer ſoll ſeyn, das, was ich geſchrieben, ſo wie es iſt, aufzunehmen, und nicht anderſt daraus zu ſchlieſſen, als ich ſelbſt denke, und ſchließe.

Ich habe in dieſem Werke vieles wider meine Gewohnheit ausgeſtrichen, und würde noch mehr ausgeſtrichen haben, wenn ich was Anſtößiges gefunden hätte. Es kann ſeyn, daß ich hin und wieder gefehlet habe. Ich bin ein Menſch. Meinen Leſern kann ich auch ohne Fehler mißfallen. Sie ſind Menſchen. Aber weder ich, noch meine Leſer werden GOtt jemals hintergehen. Zu GOTT, meinem Schöpfer war mein Gemüth gerichtet, als ich dieſes Werk niederſchrieb.

Gegenwärtiges Werk wird einigen langweilig, trocken, ſchulmäßig, und vieles darinnen geſucht vorkommen. Andere werden wieder anderſt denken. Mir gilt es alles gleich. Man kann immerhtn, was nicht anſtändig iſt, überblättern, oder das Buch gänzlich hinweg legen. Vielleicht ſucht man es in ein paar Jahren wieder hervor. So gieng es einem Herrn von hohem Adel mit einem andern von meinen Büchern, wie er mir nachmals ſelbſt geſtund.

Vorrede.

Wer ein Staatserfahrner iſt, der wird ſich verwundern, daß ich dieſem Werke, das ſehr kützliche Dinge behandelt, meinen Namen vorgeſetzt habe. Aber ich habe dieſes nicht aus Verwegenheit, ſondern darum gethan, daß Jedermann ſehen könne, daß ich nicht verſteckt, und hinterliſtig, ſondern frey und aufrichtig in den Streit zu gehen, und der Wahrheit ein Zeuge zu ſeyn verlange. Zudeme ſcheut man ſich ja nur in höchſt gefährlichen, verwirrten, und faſt verlornen Händeln der Welt unter die Augen zu tretten. Die Sache der Geiſtlichkeit iſt ſo arg nicht beſtellet, daß man ſich ihrer anzunehmen ſchämen ſollte. Könige und Kaiſer, und die größten Männer haben dieſelbe ſchon vor mir wider unruhige Köpfe vertheidigt. Ganze Völker beſchützten ſie zu allen Zeiten, Völker, welche keine dürftige, und verächtliche ſondern eine begüterte, und ehrwürdige Geiſtlichkeit haben wollten.

Ich kann es heilig beſchwören, daß mich Niemand zur Verfertigung dieſer Schrift aufgefordert, gebethen oder gezwungen habe. Niemand hatte davon Wiſſenſchaft. Daher ſetzte ich auch meinen Namen darunter, damit, wenn ſich je wer dadurch billig, und mit Grunde beleidigt fände, die Rache mich, nicht aber einen Unſchuldigen treffen möge.

An verſchiedenen Orten werden die Staatsleute (Politici) angezogen. Unter dieſem Titel will ich keineswegs

die verehrungswürdigen Erhalter und Beſchützer des gemeinen Weſens, ſondern nur jene Leute verſtanden haben, die unter dem Namen Staatiſten bekannt ſind, die ſtäts müßig, ohne einen Theil an öffentlichen Geſchäften zu haben, mit ernſter Mine in dem Weinhauſe, oder beym Kaffee das Glück der Länder entſcheiden. Zu dieſer Claſſe gehören auch die Zeitungſchreiber, und Alle, die ſich ſo gerne mit Neuigkeiten herumtragen, die kaum eine rechte Wohnung, viel minder einen eignen Fleck Landes beſitzen: die mit ihren Läſterzungen über die Geiſtlichzeit, wie über andere Stände des gemeinen Weſens losziehen, und weit kühnere Räthe, Entſchlüſſe, und Beſcheide geben, als wahre Staatserfahrne, deren Händen das Steuerruder des gemeinen Weſens anvertrauet iſt, und welche folglich, weil ſie von GOtt erleuchtete, und dem Staate geheiligte Perſonen ſind, unendlich reifere, und billigere Urtheile fällen. Müßige Leute, die am wenigſten haben, ſind immer die fertigſten, ihr Gutachten über die Verminderung des Vermögens anderer Menſchen mit vielem Geſchrey zu entdecken. Da ſie niemals im Beſitze einiger Güter geweſen ſind, ſo wiſſen ſich auch nicht, wie es thue, etwas verlieren, oder erlangen, und können daher muthig und getroſt in den Tag hinein ſchwätzen.

Auf eben dieſe Art habe ich auch von dem Adel geredet, der hohe und ältere Adel hat zugleich mit ſeinem hohen Blute eine höhere Denkensart, und feinere Sitten erhal-

halten. Die neuern Adelichen, welche ihre Tugenden und Verdienſte erhoben, zeigen ſich auch gegen Jedermann tugendhaft, und leutſelig. Ihr Adel entſprang ja von nichts anderm, als von einer wahrhaft edlen Aufführung.

Es ſey weit von mir, dieſe beyden Stände mit einem einzigen ungeſchlifenen Ausdrucke zn beleidigen. Diejenigen ſoll man für Schänder der Rechte, für grobe, unwiſſende, und unartige Leute halten, die ihnen mit weniger Ehrerbiethung, als ſichs gehöret, begegnen. Doch, wenn ich je zuweilen einige angreife, deren Stand zwar über den Pöbel erhaben iſt, ſie aber von den Tugenden, und edlen Eigenſchaften jener Lichter des Staates weit entfernet ſind, ſo müſſen ſie mirs nicht verargen, noch ſich darüber beſchweren.

Die Prieſter und Geiſtlichen ſind ſtrafbar, und werden billig getadelt, wenn ſie etwas unrechtes, etwas nachtheiliges für das gemeine Weſen im Sinne haben, oder vornehmen. Warum ſollen nicht auch andere, ſie mögen ſeyn wer ſie wollen, getadelt, und geſcholten werden dürfen, ſo ſie ſchlecht, unedel, und dem geſunden Begriffe aller Nationen zuwider handeln?

Zieht nun der Leſer aus gegenwärtigem Buche den wahren Sinn, das allgemeine Urtheil der Völker

von

von den Gütern der Geiſtlichkeit heraus, ſo hat er den Nutzen davon, und mein Ziel iſt erreicht. Habe ich aber meine Abſichten nicht getroffen, iſt ihm mit dieſer Arbeit nicht gedient, und kann er was beßers finden, dann bin ich bereit mich unterrichten und belehren zu laßen.

Uebrigens unterwerfe ich Alles dem Urtheile, und der Verbeßerung der heiligen römiſchen katholiſchen und apoſtoliſchen Kirche.

Beweiſe,

daß die Einkünfte der Geiſtlichkeit dem Staate oder gemeinen Weſen nichts ſchaden.

Erſte Unterſuchung.

Was iſt das gemeine Weſen?

Heut zu Tage hört man nichts ſo oft, als die Lobeserhebungen, womit der Witz, die Einſicht, und der Verſtand unſerer erleuchteten Zeiten faſt in allen Schriften, bey allen Zuſammenkünften vergöttert, und den Alten unendlich weit vorgezogen werden.

Dieſe Prahlerey iſt aber in der That ſehr eitel und abgeſchmackt, wenn man ſie etwas genauer erwäget. Viele von den Neuern ſchreiben und reden von Sachen, die ſie entweder gar nicht einſehen, oder ſich zum wenigſten niemal darauf verlegen. Die Alten handelten in dieſem Stücke klüger. Ihre Schriften, ihre Reden fiengen ſich allemal von einer deutlichen und beſtimmten Erklärung desjenigen Satzes an, den ſie auszuführen gedachten.

Man hört zu dieſen Zeiten ſehr häufige Klagen, daß die Einkünfte der Geiſtlichkeit dem Staate ſo vieles abtragen. Will man dieſe in ihr gehöriges Licht ſetzen, ſo muß vor allen beſtimmet werden, was unter dem Worte **Staat**, oder **gemeines Weſen** zu verſtehen ſey.

Wiſſen wir dieſes nicht, ſo ſind alle Klagen verwirret, dunkel, und ausſchweifend, und paßen auch auf diejenigen, die keine geiſtliche Perſonen ſind.

Wieviele beſchweren ſich nicht auch über die dem Lande höchſt ſchädliche Menge der Adelichen, der Truppen, der Räthe, Advokaten, Handelsleute u. ſ. w.? Entweder müſſen ſich ſolche Leute irren, oder es muß endlich alles dem gemeinen Weſen nachtheilig ſeyn, am meiſten aber ein Regent, der von den Unterthanen Steuern fodert. Denn, wer einnimmt, der ſchadet.

Wofern es nicht ausgemacht wird, wem eigentlich die Güter der Geiſtlichen ſchaden, ſo können wir mit gutem Grunde an der Billigkeit ſolcher Kläger zweifeln. Den meiſten iſt mehr an ihrem eignen, als an dem Intereße des Staats gelegen. Sie glauben, es werde ihnen dasjenige entzogen, was der Geiſtlichkeit zukömmt. Dieſes fällt ihnen zwar ſchmerzlich, ſie verbergen aber doch die bittern Regungen des Nei-

des, und verbergen ſie ſehr geſchickt unter dem ſchönen Vorwande der Sorgfalt für das gemeine Beſte,

Mancher ſieht, wieviele trefliche Grundſtücke, Hofmarchen Meyereyen u. d. gl. jenes Stift, jenes Kloſter, jener Prälat beſitze. Er ſieht, und überdenkt ſeufzend den Nutzen, den ihm alles dieſes ſchaffen könnte. Aber weit davon entfernet, daß er frey ſeine Begierde nach fremden Gütern bekennen wollte. Er ſucht uns vielmehr zu beweiſen, daß ſich der Beſitz von zeitlichen Gütern ganz und gar nicht für den geiſtlichen Stand ſchicke. Die Quellen ſeiner Urtheile ſind die Habſucht, und der Neid. Wer wird aber dieſe Quellen, ohne ſich verhaßt zu machen, öffentlich anzeigen? Der Vortheil des Staats iſt alſo die künſtliche Tünche, womit er ſeine eignen Privatabſichten verkleiſtert, und die Welt beredet, diejenigen ſeyen wahre Beförderer des gemeinen Beſtens, welche den Kirchen und Klöſtern alle das ihrige rauben.

Dieſer Irrthum zeiget ſich nicht klärer, als wenn man mit dem Horaz ausfruft,

— — — — mutato nomine de te
Fabula narratur.

Könnte denn ein Prälat nicht ebenfalls klagen, daß ein einziger Privatmenſch der Herr von ſo vielen, ſo herrlichen Schlößern und Grafſchaften ſey, daß ſo viele Millionen einem einzigen Kaufmann oder Wechsler zugehören, und zum Nutzen des Landes nichts beytragen. Könnte er nicht folglich ſchließen, daß man dieſelbe hinwegnehmen, und gemeinnützlich verwenden müße. — Was würde man wohl hierzu ſagen?

Eben ſo könnte ein Soldat ſchließen. Ein einziger Bauer hat ſo viele Aecker, Wieſen und Grundſtücke. Dieſe ſind Privatgüter, und ſchaden dem gemeinen Weſen.

Ein Bauer könnte ſagen: So viele tauſend Gulden, die ein einziger Stabsofficier zum jährlichen Gehalte empfängt, und wovon leicht zwanzig Landleute mit Weib und Kindern leben könnten, werden dem gemeinen Weſen entzogen.

Jeder Stand der bürgerlichen Geſellſchaft könnte andere Beſchwerniße vorbringen, wenn dieſer Irrthum zu denken ſich einſchleichen ſollte. Wie vortreflich wäre aber nicht ein Staat (wenn man nicht zuvor, was der Staat iſt, feſtſetzt) wo nach dergleichen Grundſätzen der Landmann den Soldaten zu ernähren ſich weigern wollte, wo der Soldat dem Bauern, der Adel der Geiſtlichkeit das Seinige entreißen, der Geiſtliche hinwiederum dem Adel fluchen würde? Welche Ordnung? Welch eine herrliche Einrichtung?

Zweyte Unterſuchung.

Iſt die Caſſe des Fürſtens (oder wie immer der höchſte Befehlshaber in einem Staate heißen mag) für das gemeine Weſen anzuſehen?

Sehr viele ſind dieſer Meynung, und zwar diejenigen, welche immerdar anrathen, daß man alles zuſammen häufen, und zur Caſſe bringen müſſe. Der Staat, ſagen ſie, kann nicht anderſt als gut beſtellt ſeyn, wenn der Schatz des Fürſtens, oder des höchſten Gewalthabers reich, und wohl gefüllet iſt.

Allein die tägliche und allgemeine Erfahrung, die einzige Richtſchnur in allen ſittlich- und bürgerlichen Angelegenheiten, widerſpricht dieſem Staatsurtheile.

Sparta war eine Republik, ein gemeines Weſen, und hatte doch keine gemeine Caſſe. Wie kann alſo der Schatz das gemeine Weſen ausmachen? Man verboth in dieſem Staate allen Gebrauch des Goldes, man kannte es kaum. Gleichwohl erhielt ſich die Republik, und erhielt ſich ſo lange, als ſich dieſe Mäßigkeit erhielt. Ihre Glückſeligkeit verſchwand beym Einbruche der Reichthümer, wie beym Einreißen einer Seuche. Sparta errichtete eine Caſſe, und eilte zugleich zum Untergange.

Die römiſche Schatzkammer war in einem guten Zuſtande, als Julius Cäſar, nachdem er über den Rubico geſetzet, aus Gallien zurück kam, ſich Roms, des vor ihm zitternden Roms bemächtigte, und die lange verwahrten goldenen Ziegel ergrief, und Geld daraus ſchlug. Wann bedaurte aber Cicero den Untergang der Republik? Damals, als man die goldenen Ziegel verſchmelzte, und den Schatz ausleerte? Oder zu jener Zeit, wo ſich der Ehrgeitz, die Feindſeligkeit der Großen keinem Geſetze unterwarf, wo weder der Senat auf heilſame Räthe, noch das Volk auf die Wahlſtimmen mehr acht gab. Salluſtius erkannte den Fall der Republik vollkommen, und ſetzte ihn ſchon in die Zeiten zurück, da man alle Arten von Wollüſten, jenes reitzendſte Gift, aus Aſien nach Rom brachte, und darinn aller Orten verbreitete.

In dem weſtlichen Theile von Afrika ſind kleine Könige, deren Schatz aus Muſchelſchalen, und Schneckenhäuschen beſteht. Dieſe ſind ihre Münzen, und um dieſe verkaufen ſie Menſchen, und ſelbſt ihre Bürger. Je höher nun die Anzahl dergleichen Muſchelwerken ſteiget, und die und die

Anzahl der Bürger herab kömmt, deſto mehr muß auch die Glückſeligkeit dieſer Staaten zunehmen. Sie verhandeln ja ihre Unterthanen, welche das gemeine Weſen nicht ſind, und gewinnen Schneckenhäuſer, welche ihre Caſſe, folglich ihr gemeines Weſen ausmachen?

Es kann ſich leicht fügen, daß in einem Lande die Schatzkammer voll, der Staat entgegen ſchwach und entkräftet iſt. Holland hatte bereits im vorigen Jahrhunderte, im Jahre 1672, in den Gewölben des Rathhauſes zu Amſterdam einen, wie man ſagt, faſt unbegreiflichen Schatz von Golde zuſammen gehäufet. Und dennoch war es um die Republik geſchehen. Holland würde zu Grunde gegangen ſeyn, die Franzoſen würden ihr gefangen liegendes Geld, ihr gemeines Weſen befreyet haben, und es, da es vielmehr ein Privatgut vorſtellte, wahrhaft gemein gemacht haben, wenn man nicht dieſem ſterbenden Staate von allen Seiten zu Hilfe gekommen wäre.

Es iſt nicht lange, daß der perſiſche Monarch, ein bekannter Kriegsheld den König von Indien ſchlug, und gefangen bekam. Hier konnte man in der That ſehen, wie wenig der Reichthum einem Staat diene. Der gefangene König gab alle Schätze hin, ſein Land, ſein gemeines Weſen wieder zu erhalten. Die Caſſe ſtand aufrecht, und das Reich war verlohren. Die Caſſe wurde zerſtreuet, und das Reich wieder gewonnen. So iſt denn das Geld das gemeine Weſen nicht.

Oft zeigt ſich gerade das Widerſpiel. Die Schatzkammer iſt zuweilen gänzlich erſchöpft, die Macht des Staates aber vollkommen.

Von mehr als einem Fürſten unſers deutſchen Vaterlandes weiß ich dergleichen Beyſpiele anzuführen. Auswärtige verlangen die Schatzkammer zu ſehen, ſehen ſie, und erſtaunen, denn ſie iſt leer. Der Fürſt beruft ſeine Unterthanen, ſeine Burger. Er fragt, ob ſie ſich wohl entſchlöſſen eine Summe, die man ſehr nöthig hätte, vorzuſchieſſen. Sie bewilligen es, einer verſpricht zehen, einer dreyßig, ein anderer hundert Gulden. Der Fürſt bedankt ſich, und zeigt zugleich den Gäſten ſeine wahre Schatzkammer. Wie? Iſt in ſolchen Ländern das gemeine Weſen nicht in einem guten Zuſtande, wo der Beutel des Landsherrn leer am Gelde, aber voll von der Treue ſeiner Bürger iſt?

Dieſe Beyſpiele erhalten alles Lob: Allein eben dieſes Lob widerlegt die Meynungen derer, die glauben, das Heil des Landes beruhe lediglich auf groſsen, und allenthalben zuſammen geſcharrten fürſtlichen Schätzen.

Richtig iſt es, daß die Caſſe, wenn eine zugegen iſt, zum gemeinen Weſen gehöre. Man ſoll ſie keineswegs vernachläßigen, oder zu Grunde gehen laſſen. Nur dieſes behaupte ich, daß ſie dasjenige eigentlich nicht ſey, wovon hier die Rede iſt.

Ferners behaupte ich, daß die Einkünfte der Geiſtlichkeit dem gemeinen Schatze nichts abtragen, wenn je auch derſelbe das gemeine Weſen eines Fürſtenthumes ausmachen ſollte. Ich beweiſe dieſes, und verlange zu Zeugen der Wahrheit alle Rentmeiſter, Caſſiers, und Beamte, welche die Steuern und Zinſe von den Gütern der Geiſtlichen abfordern. Ihre Rechnungen und Verzeichniſſe ſollen uns überzeugen, wie falſch die Läſterungen der Feinden der Geiſtlichkeit ſind.

Drit-

Dritte Unterſuchung.

Beſteht das gemeine Weſen in den Gütern der Unterthanen?

Einige glauben, ein Staat ſey vollkommen glückſelig, wenn das Volk, der Unterthan reich und begütert iſt.

Unter den Reichthümern verſteht man aber mehrentheils nur das Geld. Wenn es am Gelde gebricht, er mag ſonſt haben, was er will, und mit unbeweglichen Gütern, oder Früchten noch ſo gut verſehen ſeyn, der wird wohl für einen reichen Landmann, aber allezeit für einen armen Bürger gehalten werden.

Mehr als bekannt iſt es, daß ſich das gemeine Weſen keineswegs auf die Barſchaften des Burgers gründe.

Das Beyſpiel der Republik Sparta beſtättigt dieſe Wahrheit. So lange das Gold den Einwohnern unbekannt blieb, war der Staat reich, mächtig und glückſelig. Das Gold, die Reichthümer untergruben ihr gemeines Weſen.

Hannibal belachte im Rathe die Thorheit der Carthaginenſer, die ſehr hart daran kamen, Geld zum Kriege herzuſchieſſen. Unſer gemeines Weſen, ſagte er, würde gewiß niemal zu Grunde gegangen ſeyn, wenn ihr eher eure großen Privatſchätze zum gemeinen Schatze gemacht hättet. Die carthaginenſiſche Bürgerſchaft war in der That reich, und gleichwohl ihre Republik arm. Was ſchlieſſen wir hieraus? Dieſes: daß auch die Mittel des Volkes das gemeine Weſen nicht ausmachen.

Ein

Ein gleiches erfuhren die Griechen. Die Türken belagerten Conſtantinopel. Die Beſatzung verlangte Geld, und konnte nichts erhalten. Endlich ſiegen die Barbaren, tödten den Kaiſer unter dem Thore, plündern die Häuſer, und bringen eine unglaubliche Menge Geldes zuſammen, das allenthalben verborgen lag, und viele Privatgüter ausmachte. Man hätte mit dieſem Gelde die Soldaten ermuntern, und die Stadt erhalten können, wenn man die Bürgerſchaft ein wenig ärmer gemacht hätte.

Zu was brauchen wir aber Zeugniſſe aus dem Alterthume? Melden nicht alle Nachrichten von einem heut zu Tage berühmten großen Volke, daß trotz allen Reichthümern deſſelben das gemeine Weſen mangle.

Wir müſſen erſtaunen, wenn wir auf die Zeiten kurz vor der Regierung Karls des 5ten zurücke gehen, und die Menge von Gold und Silber erwägen, welches aus Süden und Weſten nach Europa gebracht wurde. Dieſer Reichthum vertheilte ſich unterſchiedlich unter die Einwohner. Hierzu kamen noch die Schätze, die man aus den deutſchen und ungariſchen Berggruben herholte. Alles vermehrte von allen Seiten den Ueberfluß. Europens Bürger wurden reich, Europa mangelte aber wie zuvor. Die Klagen von dergleichen Armut haben in unſern Zeiten eher zu, als abgenommen. Und wenn man die Dürftigkeit des gemeinen Weſens aus der Anzahl der Dürftigen beurtheilt, ſo iſt ein guter Theil von Europa, ja ſelbſt Spanien, das das meiſte Gold herein gebracht, heut zu Tage um ſoviel ärmer, als die Menge der Bettler immer größer wird. Man ſollte meynen, daß, da man jetzt überall beſtändige Truppen unterhält, die Armen müßten faſt verſchwunden ſeyn. Von einer Anzahl von mehr als dreymal hundert tauſend Soldaten, die nur allein Deutſchland im Solde hat, würden ſich ja die meiſten entweder aufs

Betteln, oder auf Diebſtähle und Raubereyen verlegen, wenn ſie nicht durch Dienſte ihr Brod gewännen. Und gleichwol ſieht man noch aller Orten ganze Schaaren von Bettelnden. Wenn man nun ſo viele Bettler mit dem großen Kriegsvolke, das nunmehr verſorgt iſt, vereinigte, ſo würden dieſe Dürftigen gewiß die Mittel aller Bürger verzehren. Wie ſehr hat die Armut zugleich mit Millionen eingerißen?

Vierte Unterſuchung.

Iſt der König in der monarchiſchen, oder ſind die Vornehmſten in der ariſtocratiſchen Regierung, für das gemeine Weſen zu halten?

Ich halte es nicht für nöthig meine eigne Meynung in dieſem Stucke herzuſetzen. Meine Perſon, mein Anſehen iſt zu gering, als daß ich in ſolchen Fällen mit Entſcheidung ſprechen dürfte. Die Urtheile von Fürſten und ganzen Nationen ſind genug, uns zu belehren.

Allen ſind die jüdiſchen Geſchichte zur Genüge bekannt. Dieſes Volk hielt zwar ſehr ſtrenge auf die Erhaltung des gemeinen Weſens, war aber auch zugleich in alle Neuerungen äußerſt verliebt. Nach ihrer Ankunft in dem gelobten Lande hatte über ſie weder ein König, noch ein anderer Fürſt, unter was immer für einem Titel zu herrſchen. Dieſer Staat war GOtt allein eigen, und wurde nur durch Wunder, und himmliſche Ausſprüche regieret.

Bald erwählte man gewiße Richter, oder Führer, hauptſächlich deßwegen, daß ſie das Volk Iſrael vor den Anfällen

fällen der Nachbarn beſchützen, und dieſelben im Zaume halten ſollten. Dieſe Richter waren Propheten, Prieſter, ja ſogar auch Frauen. Der Unterſchied dieſer Befehlshaber giebt uns zu verſtehen, daß auch bey öfterer Veränderung der obrigkeitlichen Perſonen das gemeine Weſen wohl beſtehen könne.

Nicht die Nothwendigkeit, ſondern der Ehrgeitz und die Liebe zur Neuerung trieb die Juden an über ſich einen König zu ſetzen. Sie ſagten zum Samuel: **Verordne uns einen König, daß er uns richte, wie auch alle Völker haben. Das Wort gefiel dem Samuel in ſeinen Augen gar übel. Der HErr aber ſprach zu Samuel: Höre die Stimme des Volks in Allem, was ſie dir ſagen: denn ſie haben dich nicht verworfen, ſondern mich, daß ich nicht ſoll über ſie herrſchen.** u. ſ. w. im 1 Buche der Könige 8 Cap. 5 V. Zwar nach dem Tode Saul erhielt ſich der Staat noch unverlezt. Aber nach dem Hintritte Salomons, nach der wichtigen Spaltung des Reiches gewann derſelbe ein ganz anders Anſehen. Die Abſönderung der zehen Stämme von Juda zog vieles Uebel nach ſich, nicht ſo faſt, weil zugleich zween Könige waren, als weil dieſes Land in zwey Königreiche getheilt ward, und nicht mehr einen, ſondern zween verſchiedene Staaten vorſtellte. Denn wie hätte man es ein einiges gemeines Weſen heißen können, da das iſraelitiſche Volk vom Anfange der Trennung bis zu ſeinem völligen Untergange unter zweenen Königen unaufhörliche Streitigkeiten, Feindſchaften, und immerwährende Kriege unterhalten?

Zween Fürſten in einem Lande theilen daſſelbe freylich noch nicht in zwey Länder. Theodoſius und Gratian, Honorius und Arkadius herrſchten miteinander, dennoch war nur ein römiſches Reich. Alſo macht auch ein einiger König aus

zwoen Provinzen nicht eine. Das gemeine Weſen beruhet auf etwas andern.

So ward das überwundene jüdiſche Volk theils nach Aegypten, theils nach Chaldäa in die Gefangenſchaft geführet, und ihr gemeines Weſen gieng zu Grunde, obgleich der König noch lebte.

Nach der Erlöſung von der vierzigjährigen Sklaverey fieng dieſer Staat wieder an aufzuleben ohne einen König zu haben. Die Prieſter GOttes beherrſchten die jüdiſchen Lande, die Prieſter, jene Leute, die man heut zu Tage dem Staate für ſchädlicher hält, als Peſt und Inſekten.

Die römiſche Republik erhielt ihren Anfang von einem unächt gebohrnen Räuber. Nachmals ſtund ſie unter Königen, dieſe wurden wiederum wegen den Unbilden, womit ſie das römiſche Volk verletzet, ausgejaget, und nach ihnen befeſtigte ſich dieſe Republik, welche unter den Königen zu verderben ſchien. Die nachmaligen Veränderungen, die in Rom vorgegangen, weis Jedermann. Mit Einführung der Kaiſer und der monarchiſchen Regierung wurde das gemeine Weſen völlig umgeſchaffen, oder vielmehr zu Grunde gerichtet, weil die Laſter, die Grauſamkeiten, und Schandthaten der Kaiſer täglich mehr Unheil anſtifteten.

Ich will meine Grundſätze nicht mit Beweiſen aus den Geſchichten der neuern Zeiten beſtärken, ob ich deren gleich eine Menge von verſchiednen, ja von allen Nationen anbringen könnte.

Fünfte Unterſuchung.

Beſteht das gemeine Weſen in der Freyheit und Unabhängigkeit?

Cicero ſcheinet die Freyheit für das gemeine Weſen gehalten zu haben, da er ſich zu ſeiner Zeit beklagte, daß das gemeine Weſen verlohren ſey. Denn die Freyheit zu wählen, zu beſchließen, zu befehlen, und zu verordnen war beym Volke, wie im Staate die Freyheit zu fordern und Rathſchlüſſe zu machen verlohren gegangen. Zween Männer theilten die höchſte Gewalt, und beyde begehrten dieſelbe nicht halb, ſondern ganz für ſich allein zu beſitzen. Beyde verfolgten einander aufs heftigſte. Cäſar zeigte öffentlich, was er verlangte, nämlich unumſchränkt zu herrſchen. Pompejus hegte die nämliche Begierde, verkleidete ſie aber unter dem Namen der Freyheit des gemeinen Weſens, welches er wider den Cäſar zu ſchützen verſprach. In der That diente ein Theil des Raths und der Bürger dem Pompejus, der andere dem Cäſar. Ein Theil zog den Degen, wenn es Pompejus wollte, der andere Theil ſchlug und tödtete die Pompejaner, wenn Cäſar befahl. Wohl eine herrliche Freyheit!

Was thaten die Engeländer? Sie enthaupteten zu ihrer ewigen Schande ihren eigenen König. Die ſpäteſte Nachwelt wird dieſe Grauſamkeit verfluchen. Karl ihr König ſtarb auf dem Blutgerüſte von den Händen des Henkers. Und warum dieſes? daß die Freyheit, das gemeine Weſen erhalten würde? Oder vielmehr, daß man ſich einigen Aufrührern und Cromwelen unterwürfig machte?

Der Name der Freyheit iſt in der Sache ſelbſt betrachtet nichts als ein Name, und macht nichts weniger, als das gemeine Weſen aus. Hier iſt aber der Ort nicht, dieſes weitläuftiger auszuführen.

Nun komme ich auf die **Unabhängigkeit** oder **Independenz.** Dieſe iſt bey vielen Staatsklugen, und proteſtantiſchen Lehrern des Naturrechtes dasjenige, was man unter dem unſchätzbaren Titel des **gemeinen Weſens** verehren ſolle. Man verſtehe hier nicht eine gänzliche Unabhängigkeit, ſondern nur eine ſolche, wodurch man den Staat von dem **zu ſchweren päpſtlichen Joche** befreyet wiſſen will. Den Vogel verrathet das Geſang. Der Papſt gebraucht ſich ſeiner von Chriſto erhaltenen Gewalt, umſchränket die Eheverbindungen, löſet die Eidſchwüre auf. O dadurch verletzet man das gemeine Weſen, weil die Unabhängigkeit verletzet wird und dem Herrn Puffendorf ſo ſehr verhaßte **Staat im Staate** hieraus entſpringet. Wenn aber das Volk einem Könige gehorcht, wenn es von ſeinen Mitbürgern, ſind nun deren viel oder wenige, ja ſelbſt von den ſtärkern Bundsgenoßenen Geſetze empfängt, wenn es gezwungen wird ſich von auswärtigen Mächten Schatzungen und Steuern auflegen zu laßen, da leidet das gemeine Weſen nichts, die Independenz wird ja nicht verletzet.

Ich habe ſchon anderwärts, in dem Buche (*Larva Juris naturæ detracta*) die ſchändliche Läſterung Samuels widerleget, und gezeiget, daß **der Staat im Staate** überhaupt nothwendig ſey, und daß die Kirche keineswegs einen **Staat in einem Lande**, ſondern das Land einen **Staat in der Kirche** vorſtelle. In dem Anhange eben deſſelben Buches erklärte ich auch mit wenigen, daß man dieſe in vorigen Zeiten unbekannte, und dem Sinne aller Nationen zuwiderlaufende puffendorfiſche Schmähung als ungereimt und

ſchwer-

ſchwermeriſch verlachen könne. Denn, wenn Puffendorf nicht unwahrhaft geredet hätte, könnte man ganz klar die Folgerung machen, daß vor dieſem in keinem einzigen europäiſchen Staate, am wenigſten in Italien ein freyes gemeines Weſen zu ſehen geweſen wäre, weil ſich alles den geheiligten Rechten des Papſtes unterworfen hatte.

Wofern dieſe geiſtliche Unabhängigkeit von der Weſenheit eines Staates iſt, ſo bekenne ich aufrichtig, daß die Geiſtlichkeit dem gemeinen Weſen nachtheilig ſey. Denn ihr Entzweck iſt dieſer, die katholiſche Einigkeit, den Gehorſam gegen den heiligen römiſchen Stuhl zu erhalten, und die chriſtliche Gemeinde unter einem Oberhirten in einem Schafſtalle zu verſammeln, und zu beſchützen. Obgleich die Glieder dieſer Kirche in unterſchiedlichen Orten wohnen, obgleich die Reiche der Glaubigen weit entlegen ſind, verſchieden, und öfters einander zuwiderlaufende Sitten, Lehren, und Gebräuche haben, und ihre Fürſten allerhand Zwiſtigkeiten, und Kriege anſpinnen, obgleich der Spanier die Franzoſen, der Franzoſe die Deutſchen verachtet, gleichwol bemühen ſich die Prieſter, die Seelſorger und Väter der Kirche ſie miteinander zu verbinden, Fried und Einhelligkeit, und chriſtliche Liebe unter ihnen feſtzuſetzen, und ſie zu erinnern, daß ſie als Schafe eines einigen Hirtens nie einen ungerechten Streit, einen gerechten aber mit vieler Gelindigkeit, und Mäßigung zum größten Vortheil des gemeinen Weſens führen ſollen.

Sechs-

Sechſte Unterſuchung.

Das gemeine Weſen beſteht nicht in den verſchiedenen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern in dem ganzen Staatskörper, dem ganzen Volke.

So dachte und denket noch der große Haufen der Gelehrten ſowohl als Ungelehrten.

Plato beſchrieb ſeine Republik in vielen Büchern ſchön, deutlich, und voll des Geiſts der alten Weisheit, den wir noch in ſeinen Schriften bewundern. Er beſchrieb aber nicht die abgeſönderten Glieder allein, die Geiſtlichkeit allein, die Fürſten und den Magiſtrat, die Künſtler und Soldaten allein. Er beſchrieb den ganzen Leib, das iſt den ganzen unzertrennten Staat.

Lykurg ſchrieb ſeine Geſätze nicht allein für die Könige, für die Ephoren, nicht für die Militz oder Bürger allein, ſondern für die ganze Republik.

War Rom etwan nur unter dem Romulus, vielleicht nur unter der Regierung des Raths, oder allein unter den Burgermeiſtern, und Diktatorn eine Republik zu nennen?

Dieſes alles iſt ausgemacht, und ſcheint ſelbſt von der Natur ſo beſtimmet geworden zu ſeyn. Dem muß es wahrhaftig an einem richtigen Gebrauche ſeiner Sinne fehlen, der dergleichen ſonnenklare Wahrheiten nicht einſieht. Und dennoch

noch giebt es Leute, deren Seele von Haß, Vorurtheilen, Schmeicheley und Hartnäckigkeit ſo eingenommen iſt, daß auch nicht ein einziger Stral des Lichtes durchzudringen vermögend iſt, die alles, was auch kein Menſch läugnet, umzuſtoſſen ſich erkühnen. Man wird dahero ihre Vernunft gewiß viel eher mit Medicamenten, als Beweisgründen zurechte bringen.

Hieher gehöret die Entſcheidung nicht, was für Glieder des gemeinen Weſens beſſer als andere ſind, und vor welchen ſie vorzüglich die Weſenheit eines Staats zu beſtimmen geſchickt ſind. Hier gilt die Vergleichung eines Staatskörpers mit dem natürlichen Leibe keineswegs in ihrem ganzen Umfange. Denn ob ſie ſonſt ſchon gut iſt, und aus derſelben viele nützliche Regeln für das Staatsweſen können gezogen werden, ſo iſt doch in der urſprünglichen Beſchaffenheit ein ſehr groſzer Unterſchied. Der thieriſche Körper iſt hin, wenn das Haupt hinweggenommen wird. Der politiſche Körper kann noch unverletzt ſtehen, wenn gleich der König abgeht. Fehlt dem Haupte der Körper, ſo iſt dieſes ebenfalls ohne Leben. Aber das Haupt eines Landes, ein Fürſt kann ſich hin und wieder noch nach dem Untergange ſeines Volkes erhalten. In dem Puncte aber kann die Gleichheit angenommen werden. Das Haupt und das Herz ſind für den Leib gemacht, nicht der Leib für ſie, doch muß er ihnen gleichwohl die nöthigſten Säfte, das Blut, und was zu ihrer Erhaltung gehöret, getreulich darbiethen. Auf gleiche Weiſe iſt der König wegen dem Volke, nicht das Volk wegen dem Könige zugegen. Nur dieſes iſt die Schuldigkeit des Unterthans, daß er ſeinen Herrn erhalte, ernähre, beſchütze, und ihm gehorſame.

So dachten alle die vortreflichen Regenten, deren Wahlſpruch war: **Das Heil des Volkes ſoll das vornehm-**

ſte Geſetz, das iſt ein wahrhaft königliches Geſetz ſeyn.* So dachten auch diejenigen,** die den Tag für verlohren hielten, an dem ſie nicht etwas, das dem gemeinen Weſen, oder dem Volke zuträglich ſeyn könnte, zu Stande gebracht hatten.

So iſt denn das Volk die bürgerliche Geſellſchaft, das wahre gemeine Weſen. Dieſe Geſellſchaft beſteht aber nicht aus Thieren oder Engeln, ſondern aus ewigen Geiſtern, die in verweslichen Körpern wohnen.

Mithin beſteht das gemeine Weſen aus zweenen ganz unterſchiedenen Theilen. Erſtens aus Seelen: und dieſe bedürfen aller Sorge, daß ſie gut, rein, tugendhaft, und ſo vollkommen erhalten werden, als ſie (wie alle Völker zu allen Zeiten geglaubet haben, und noch glauben) auch ohne einen Körper ſeyn können.

Zweytens, beſteht es aus Leibern, die wiederum alle Vorſorge vonnöthen haben, daß ſie glücklich und in einem guten Zuſtande ſind, den ſie aber ohne dem Wohlſtande der Seelen niemal und eben ſo wenig erlangen können, als gewiß es iſt, daß der Leib ohne der Seele ein leeres todtes Behältniß verbleibet.

Dahero fehlen diejenigen Staatsräthe, und Schriftſteller ſehr grob, und ſuchen auch andere mit in ihre Fehler zu verwickeln, die da ganz allein für den Leib ſorgen, die Seele als den edlern Theil entweder vernachläßigen, oder gar allen andern Bemühungen für das zeitliche Wohl nachgeſetzt wiſſen wollen. Denn, wenn man (wie es der Verfaſſer der be-

* Salus populi ſuprema Lex eſto.
** Diem perditum eſſe (*dicebant*) quo non aliquid populo ſalubre conſtituiſſent.

bekannten Schrift, der Geiſt der Geſetze zu machen ſcheinet) auf die Wahrheit, Güte und Vollkommenheit der Geſetze nicht ſieht; wenn man den Menſchen mit Ausſchluß des Denkens, des Nachſinnens, und der innern Würkung der Seelenkräfte nur allein dazu erſchaffen zu ſeyn vorgiebt, daß er ſich kleide, eſſe, trinke, ſeinen Unterhalt, und was immer dahin behilflich ſeyn kann, zu verſchaffen trachte: ſo iſt es ja offenbar, daß dieſe Herren bloß für Körper, für Thiere, nicht aber für Menſchen ſorgen. Nimmt man den Geiſt, die Seele vom Leibe hinweg, wo iſt der Menſch? Wie thieriſch ſähe eine ſolche bürgerliche Geſellſchaft aus? Dieſe Räthe, die ſich nichts angelegen ſeyn laſſen, was nicht zum Nutzen des Leibes gereichet, ſind auch eigentlich nichts anderſt, als Aufſeher auf ein **leeres Todtengerippe des gemeinen Weſens.** Und dieſes iſt der erſte Fehler.

Der zweyte Fehler rührt von der Unwiſſenheit, und gleichſam von einem Streite mit der Natur ſelbſt her. Iſt dieſes nicht die höchſte Unwiſſenheit, glauben zu können, es gehe ſehr wohl an, den körperlichen Nutzen der Geſellſchaft zu beſorgen, ohne daß man viel auf die Seele, auf das Gemüth acht haben müſſe? Selbſt Aerzte erkennen dieſen Fehler. Ihr Beruf zielt hauptſächlich auf den Zuſtand des Leibes ab, und dennoch ſorgen ſie auch für das Gemüth, für den Geiſt. Sie kommen zum Kranken, unterſuchen den Puls, forſchen genau nach allen Umſtänden, und ſchreiben Medicamente vor. Dieſes geht den Leib an. Zu gleicher Zeit befehlen ſie aber auch ihren Kranken vernünftig zu handeln, auf die Zeit, auf die Weiſe, auf das Maas, wie ſie das vorgeſchriebene gebrauchen ſollen, Achtung zu geben, alles wohl zu unterſcheiden, mäßig zu ſeyn, nicht vor der Zeit und Gelegenheit zu ſchwitzen, zu eſſen, zu ſchlaffen, aufzuſtehn. u. d. m. Wo ſie anderſt wollen ernſtlich hergeſtellet werden. Dieſe Ermahnungen gehen die Seele, die Vernunft an, und

 wenn

wenn dieſe übel beſtellt iſt, ſo bekennen ſie alle, daß ihre Bemühungen nichts auszurichten vermögen. Daher beſtellen ſie, wenn ſie ſehen, daß ein Menſch nicht fähig iſt, ſich ſelbſt zu beherrſchen, und wie ein vernünftiger Menſch zu handeln, Aufſeher, Wärter, und ſo zu ſagen Ausführer ihrer Befehle. Dieſe müſſen den Kranken antreiben, das zu thun, was er als vernünftig von ſelbſt thun würde. Oder, wenn dieſes nicht hilft, ſo bindet und hält, und heilet man ihn, wie die Pferde. Die Sorge für den körperlichen Zuſtand des gemeinen Weſens iſt gänzlich unnütz, wo die Seelſorge nicht vorher geht. So ſchwach, ſo baufällig, und todt iſt die Politik derer, die vielmehr lehren, wie man das Wohl der Thiere, als wie man das Wohl der Menſchen befördern müſſe.

Was ich bisher von dem gemeinen Weſen gemeldet, iſt nur für einen Eingang zu halten. Wir wollen nun ſehen, Wie, Wodurch, und Wem ein Schaden zugeht, wenn je die Geiſtlichkeit dem gemeinen Weſen ſchadet. Alles muß aufs genaueſte abgewogen werden, daß man nicht, wie viele neuere Schriftſteller, durch unbeſtimmte Reden, und Ausdrücke den Leſern Anlaß gebe, alles zu verdrehen, und verkehrt auszulegen.

Siebende Unterſuchung.

Was ſchadet denn endlich dem Staate, weil man behauptet, daß die Geiſtlichen ſchaden?

Es liegt ſehr viel daran, daß alle Theile dieſes Arguments genau erörtert werden, damit man nicht auf Betrüge und Spitzfindigkeiten verfalle, womit ſich die falſche Politik wider die allgemeinen heutigen Grundſätze erhebet, und GOtt weiß, was für ſchädliche Schlüſſe machet.

Die

Die Geiſtlichen auf unſerer Erdkul ſind ordentliche Menſchen. Wie ſie in dem Saturn und Monde beſchaffen ſind, mag der Freyherr von Wolf unterſuchen.

Ein Menſch aber beſteht; wie oben geſagt, aus einer Seele und einem Leibe, mit allem dem, was zu beyder Erhaltung vonnöthen iſt.

Folglich ſind die Geiſtlichen, wie alle übrige Menſchen greiflich und ſichtbar.

Da frage ich denn unſere politiſchen Feinde, ob wohl die Leiber der Geiſtlichen, oder ob ihre Seelen dem Staate ſchädlich ſeyn können? Allein ich kenne die Redensart ſolcher Läſterer ſchon lange. Dieſes ſelbſt, daß die Geiſtlichen Menſchen ſind, macht ihre Galle rege. Weit beßer wäre es nach ihrem Sinne, wenn die Geiſtlichkeit aus Engeln beſtünde, die man weder höret noch ſieht, noch greift. Solche Prieſter wären die tauglichſten, die Niemanden irreten, die ohne Körper, ohne einen Fleck Landes ſeyn könnten, die in dem äußerſten Winkel der Erde oder gar in dem Raume einer Nußſchale Platz hätten. Eine ſolche Geiſtlichkeit würde dem Staate nicht nachtheilig ſeyn. Aber davon wollen wir beßer unten reden. Nur dieſe Erinnerung muß ich noch für die Herren Staatiſten hinzu ſetzen. Sie ſollen bedenken, daß eben dieſes ihr Verlangen mit ſehr vielen Gefahren verbunden ſeyn könnte. Wären die Engel noch, wie ehemals Lucifer auf dem Wege zum Heile, und mit einem freyen Willen begabet, und würden unſere Prieſter abgeben, ſo würden ſie ſchwerlich dieſe Feinde mit eben ſo großer Gedult, wie wir es thun, übertragen können. Sie würden dieſelben, nachdem ſie öfters ermahnet, aber in Nichts gebeſſert worden, ſogar mit himmliſchem Feuer beſtrafen, verzehren, und austilgen. Ich rathe dahero ganz wohlmeynend, man ſolle dergleichen Wün-

ſche einſtellen, daß ſie GOtt nicht etwan einmal erhören, und zum größten Nachtheile unſerer Staaten erfüllen möge.

Achte Unterſuchung.

Schaden die Seelen der Geiſtlichen dem gemeinen Weſen?

Es iſt ausgemacht, daß die Seelen derſelben ſchaden können, und ſchon oft nur zu viel geſchadet haben. Denn wem ſind die Greule unbekannt, die Neſtor, Arius, Wicleff, Huß, Luther, Calvin, Buzer, Münſter, Zwingel, u. d. g. vortreffliche Geiſtliche angerichtet? Mord, Todſchläge, Brand, Verderben, Verfall der Sitten, Krieg und Aufſtand ganzer Völker ſind die ſchönen Früchte ihrer Bosheit, und gottloſen Lehre. Durch dieſe, und durch die Indifferentiſten und Freygeiſter ward der Gottesläugnerey die Thüre geöffnet. Alles das Unheil, welches Frankreich, Deutſchland, Engelland, und faſt die ganze Welt nie genug wird beweinen können, kömmt von einem Prieſter her, welcher nach verlaßener Kirche GOttes aus ſich ſelbſt eine Kirche geſchaffen, zu der ſich einige mit gutem Vertrauen, und ohne böſen Abſichten, die wir als materielle Ketzer keineswegs verdammen, einige aber, die Mitleiden verdienen, aus Verſtockung, wißentlicher Bosheit, und Hartnäckigkeit gewendet und bekennet haben.

Was will man nun anfangen, da ein Theil der Geiſtlichen wirklich geſchadet, der andere noch ſchaden kann? Mich dünkt, ich höre die Worte des Propheten Jeremias von den Prieſtern von Anathoth, welche ſagten: Laßet uns kommen, laßet uns ſeine Speiſe mit Holz verderben, und

ihn

ihn aus dem Lande der Lebendigen vertilgen, daß ſeines Namens hin nicht mehr gedacht werde. Jerem. 11. Cap. 19 Vers.

Laßet uns thun, ſagten ſie gleichſam, was Cambyſes der Perſer König that, der Aegypten nicht eher unterdrücken zu können glaubte, bis er ihre ganze Geiſtlichkeit ausgerottet hätte.

Wir wollen dem Beyſpiele Luthers folgen, und ſagen: alle Menſchen ſind Prieſter. Auf ſolche Weiſe werden wir dem Uebel abkommen. So werden wir uns das halbe Volk, ja ſogar das ſchönere Geſchlecht geneigt machen. Denn wie angenehm wird es nicht dem Frauenzimmer vorkommen, Prieſterinnen zu heiſſen, und zwar auch Prieſterinnen, und Obrigkeiten über die Männer?

Oder wir wollen endlich dem Rathe des Verfaßers des Geiſtes der Geſetze folgen. Wir wollen die Geiſtlichkeit zwar nicht verjagen, aber ihre Einkünfte ſchmählern, ihre Speiſe mit Holz verderben. Wir wollen machen, daß ſie anfangs kaum zu leben haben, und gleichwohl reich zu ſeyn ſcheinen. Sie ſollen aber bald in die äußerſte Armuth geſtürzt werden, daß ſie endlich gerne ſelbſt gehen. Dann können wir uns ſicher mit ihren Gütern mäſten, und den Staat für allezeit vor dieſen unangenehmen Gäſten ſchadlos halten.

Allein diejenigen, welche die Geiſtlichen deßwegen vertilget wiſſen wollen, weil ihrer einige wirklich geſchadet, einige noch ſchaden können, diejenigen, ſage ich, fällen für ſich und das gemeine Weſen das ſtrengſte Urtheil. Wenn die Geiſtlichkeit wegen dem verurſachten Schaden entfernet werden muß, ſo muß man auch andere Glieder des Staats, die ebendas thun, entfernen. Zuviele Soldaten, Adeliche,

und

und Räthe, zuviele Hofbediente, Gelehrte, Weiber, und ſo fort, konnten ja auch, oder können noch ferners eine Republik verderben. Wenn es vonnöthen iſt, alle die zu Grunde zu richten, die dem gemeinen Weſen zum Nachtheile gereichen, ſo müſſen wir das gemeine Weſen ſelbſt zu Grunde richten, und in ſeine eignen Eingeweide wüthen laſſen.

Neunte Unterſuchung.

Schaden die Leiber der Geiſtlichen dem gemeinen Weſen?

Dieſes behaupten viele, und mit ihnen auch der Verfaſſer des Geiſtes der Geſetze. Die katholiſchen Geiſtlichen bleiben ledig; ſie ſind alſo dem Staate ſchädlich, weil ſie nichts zur Bevölkerung beytragen. Puffendorf hält ein ſolches Leben für unerlaubt: und nach dem Geiſte der Geſetze ſchwächet es die menſchliche Geſellſchaft. Wer nach einer eingebildeten Vollkommenheit, wie die ewige Keuſchheit iſt, trachtet, der iſt dem Staate beſchwerlich, folglich auch die Geiſtlichkeit.

Wie aber? Was höre ich? Die Geiſtlichen ſchaden? und darum, weil ſie ihr Geſchlecht nicht vermehren. Weil nicht durch einen ſechſe und zwölfe in das Land kommen? Das iſt ein ganz neuer Satz. Vielleicht ward er aus der Ontologie, oder Cosmologie hergenommen. Man könnte aber den Gegenſatz nach der mathematiſchen Lehrart behaupten, und aus der Algebra darthun. Schadet dem gemeinen Weſen der Leib eines einzigen Prieſters, wie eins, ſo würden ſechs Kinder von ihm dem gemeinen Weſen ſchaden, wie ſechs.

So würde das Unheil des Staates nicht ab, ſondern mit jedem Kinde zunehmen. Welch eine herrliche Politik!

Vielleicht ſchaden nur die Körper der Geiſtlichen allein, nicht ihre Nachkommen. Dieſe haben ja eine andere Natur. Nicht wahr? Poſſen! Dergleichen Reden ſind vielmehr für Spöttereyen zu halten. Wie ſchicken ſich aber dieſe zu einem ſo ernſten Streite, als der Streit für das Heil des Staates iſt? Mit Spöttereyen will man das Heil des Staates, das Glück der Bürger, den Zank wider die Geiſtlichkeit ausmachen? Himmel! welche Thorheit!

Die Leiber der Geiſtlichen ſchaden dem gemeinen Weſen. Sollen die Leiber anderer demſelben nicht ſchaden? Sind die Geiſtlichen mehr körperlich, als die übrigen Menſchen?

Die Geiſtlichen eßen, trinken. Auch Thiere, nicht blos alle Menſchen eßen, und trinken ebenfalls. So muß alſo der Staat von Thieren und Menſchen leiden. Die Geiſtlichen bauen die Felder nicht, treiben keine Handwerke. Aber ein ein großer Theil der Unterthanen eines Landes thut ein gleiches.

Dieſes Geſchwätz iſt zu eitel, zu kindiſch, als daß man ſich länger damit aufhalten ſolle.

Welch ein Widerſpruch? Heurathen die Geiſtlichen, ſo ſchaden ſie dem Staate, und überhäufen ihn mit Kindern. Bleiben ſie ledig, ſo ſchaden ſie dem Staate, und thun nicht, wie andere Menſchen. Wohl eine ſchöne Politik! die ſtäts ihre eignen Grundſätze beſtreitet. Wo iſt wohl der GOtt, der ſolchen Staatiſten genug thun könnte?

Einige wenige giebt es, deren Politik dahin abzuzielen ſcheinet, daß die Leute vermindert würden. Dieſe begehen den gröbſten Fehler, da ſie die Heurathen der Geiſtlichkeit vorſchreiben. Sie ſollten ſich ja vielmehr nach ihrem Syſtem erfreuen, daß ſo viele in der Welt ſind, die zur Abnahme des menſchlichen Geſchlechtes ſo vieles beytragen.

Die Staatiſten ſagen, daß ſie keineswegs die Verminderung der Geiſtlichkeit verlangen (wiewohl ſie in der That auch dieſe wünſchen) ſondern nur die Verminderung ihrer Güter.

Die Antwort hierauf iſt leicht. Die Ausführung dieſes Lehrgebäudes würde dem Staate ſehr viele Bettler, aber wenige, die ſie ernähren, zuwege bringen. Derjenige, der das geiſtliche Gut bekömmt, ſorgt für ſich, für ſeine Familie, und etliche wenige, die ſeinem Hauſe unentbehrlich ſind. Kein einziger anderer Menſch wird von ſeinen Einkünften was zu genießen haben. Die Klöſter, oder die Prieſter, denen das Gut entzogen worden, müſſen indeſſen ihre Leute, nebſt ſo vielen Armen, die ſie vormals unterhalten, darben laſſen, und können dem gemeinen Weſen keinen einzigen Dienſt mehr leiſten. Allein es giebt noch eine andere Gelegenheit, dieſes umſtändlicher auszuführen.

Zehende Unterſuchung.

Schaden die Güter und Einkünfte der Geiſtlichkeit dem gemeinen Weſen?

Nun haben wir einmal die verborgene Hauptwunde der meiſten Staatiſten entdecket. Mann eröffne ſie denn, und fange die Heilung an.

Das Geld, die Güter, die Mayerhöfe, Wieſen, Aecker und Weyer der Geiſtlichkeit ſind von eben der Natur, als andere ſind, die dem Adel, oder den Bürgern zugehören; wenn ſie nicht dieſes unterſcheidet, daß ſie insgemein beßer und fleißiger als alle andere beſorgt werden.

Wie kömmt es nun, daß ein ſolches Gut in geiſtlichen Händen dem Staate nachtheilig iſt, das demſelben in den Händen der Weltlichen nützt? Die Früchte der Geiſtlichen ſind Gift für die Republik: Die Früchte der Lajen ſind Hönig. In den Gewäßern dieſer ſind die herrlichſten Fiſche, und in den Gewäßern jener nichts als Nattern und Schlangen zu finden. Die Wunder von Aegypten werden heut zu Tage nochmal ſichtbar. Die Häuſer der Bürger ſind licht: die Wohnungen der Geiſtlichen finſter. Auf den Feldern der Klöſter ſind Mäuſe, und Heuſchröcken: in den Feldern des Bürgers iſt alles voll blühender und geſcegneter Saaten. Und dennoch liegen dieſe Aecker dichte an den Aeckern der Prieſter. Wer löſet alle die Räthſel?

Soviel ich mich erinnern kann, ſo hat noch niemal das Brod der Geiſtlichkeit, der Wein eines Convents die

Gäſte verletzet, die ſich nicht zu ſtark damit überladen hatten. Wie ſehr aber ihre Geſchenke, Zölle, Zinſe und das Almoſen den Waiſen, und Wittwen, Armen und Reichen, Adelichen und Fürſten vielmehr nützen, als ſchaden, werde ich hernach zeigen.

Ja ſagen einige, die Güter der Geiſtlichen ſind gut, und ſchaden keineswegs. Sie ſind ſchön, herrlich, angenehm, und durchaus wohl beſtellt. Aber — — aber! — — Was iſt es denn? nur frey heraus mit der Sprache. Nicht wahr, wie jener ungariſche Edelmann zu einem adelichen Deutſchen in dem römiſchen Collegium des heil. Apollinaris ſagte: **Du biſt ein rechtſchaffener Mann: Nur Schade, daß du ein Deutſcher biſt.** So geht es auch ihnen, meine Herren Staatiſten? Die Güter der Geiſtlichkeit ſind ſchon gut (bisweilen hat man die Gnade, ſie noch beßer, als ſie in der That ſind, abzumalen) ihr Vieh, ihre Heerden ſind gut, und feißt, und ſchön. Nur Schade, daß ſie der Geiſtlichkeit gehören. Unſere Nation iſt kein Freund der Geiſtlichen.

Wie ſehr geben ſich dieſe Leute zu erkennen! Die Güter der Geiſtlichkeit ſind alſo in der Sache ſelbſt gut, nichts iſt übel an ihnen, als daß ſie dieſelben nicht beſitzen. Wie? Stellt vielleicht der Nachbar jenes Kloſters die Republik allein vor? Iſt der Geiſtliche kein Glied davon? Soll man ihn gänzlich davon ausſchließen? Iſt er, ſo zu ſagen, eine Misgeburt, die zur menſchlichen Geſellſchaft nichts tauget?

Doch ich will es endlich bekennen. Die Mittel der Geiſtlichen ſind nicht nur allein unnütz, ſondern auch zuweilen ſchädlich. Man erzählte nicht unlängſt, daß ein Menſch in kurzer Zeit etliche tauſend Gulden durchgejaget, die er von einem Anverwandten geiſtlichen Standes geerbet hatte. Da ſagte zu mir ein vornehmer Herr: Wahr iſt der Spruch:

Pfaf-

Pfaffengut thut kein Gut. Nein, antwortete ich ihm. Es thut ziemlich gut, aber nur bey ſeinem rechtmäßigen Herrn. Wer nun der rechtmäßige Herr davon ſey, werden wir bald vernehmen. In den Händen eines andern wird es ſelten nützen, öfters ſchaden, und ſogar auch andere auf eine billige Art gewonnene Mittel mit ſich fortreiſſen, wie das Gold von Toloſa, welches zum Sprüchworte geworden. Hievon haben wir wirklich Beyſpiele von Fürſten, Edeln, und gemeinen Leuten, ja ſelbſt von Prieſtern. Es würde aber zu lange werden dieſelben anzuführen.

Andere wenden ein: Daß die Güter der Geiſtlichkeit zwar nicht in ſich ſelbſt, ſondern wegen der Immunität ſchaden, welche verhindert, daß nichts davon dem gemeinen Weſen zu guten kommen kann.

Hierauf antworte ich 1ſtens, daß dieſer Einwurf von unten bis oben, auf allen Seiten falſch ſey. Das nachfolgende wird es beſtättigen.

Zweytens, daß dieſer Satz gleichwohl falſch seyn würde, wenn man auch ſchon zugäbe, daß die Geiſtlichen keine Steuern, keine Abgaben reichen. Waiſenhäuſer, Spitäler, Krankenhäuſer, Soldaten, und Officiers werden mit groſſen Summen von der Republik unterhalten. Schlöſſer, Paläſte, und fürſtliche Landgüter koſten vieles, und geben nichts mehr zurück. Wie ſehr müſſen dieſe alle nicht ſchaden? Wofern es ohne Nachtheil geſchehen kann, daß ein Oberſter jährlich einen Sold von 4000 Gulden für ſich, und etliche wenige Diener und Pferde erhält, ohne daß er davon einen Heller dem gemeinen Weſen zurück giebt: was wird es denn für ein Unheil anrichten, wenn man beyläufig 6000 Gulden einer Verſammlung von etwan zwanzig Prieſtern für ſich, ihre Aufwärter und Arbeiter, für die Armen und Gäſte darrei-

chen wollte? Nun empfangen aber die Geiſtlichen von dem gemeinen Weſen nichts, ſondern haben alles, was ſie haben, von den Früchten, der Arbeit, und dem Feldbaue.

In den meiſten Ländern ſind eine Menge Diener, Officianten, oder was ſie immer für einen Titel führen. Dieſe werden alle mit Speiſe, Nahrung, Kleidern, und einem richtigen, oft groſſen Gehalte verſorget, genieſſen viele Freyheiten, und tragen nicht leicht was von dem ihrigen zum gemeinen Weſen bey. Denn was ſie erlangen iſt ein verdienter Lohn, um den man ſie nicht, ohne eine himmelſchreyende Sünde, bringen könnte. Forderten nun die Geiſtlichen vielleicht zuviel, wenn ſie dieſen Dienern gleich geſchätzt zu werden, und ſo ihre Einkünfte unverſehrt erhalten zu können verlangten? Keinem Menſchen iſt es noch eingefallen die Staatsbedienten, und dergleichen Leute für ſchädlich zu halten, weil ſie nichts geben. Warum ſoll man die Geiſtlichen dafür halten, wo ſie auch nichts geben ſollten?

Die Bosheit der Menſchen geht ſchon ſo weit, daß ihnen die Prieſter dennoch unanſtändig bleiben, wenn ſie dem Staate noch ſoviel reichen.

Doch ein neuer Einwurf: Die Einkünfte der Geiſtlichen ſind vielmehr ein Almoſen, als ein ordentlicher Sold.

Fürs erſte ſage ich: Blinde bemerken den Ungrund dieſes Satzes. Was man für Arbeit, für beſtändige Beſchäftigungen, ja ſogar für Gefahren und Unbequemlichkeiten, die man auszuſtehen hat, erlanget, wie kann dieſes ein Almoſen genennet werden? Iſt dergleichen Geld ein Almoſen, ſo bekommen auch Hofbediente, und ſogar Kammerjunkers ein Almoſen, die dem Fürſten im Speisſaale aufwarten, ihn auf die Jagd, zur Oper, in die Kirche begleiten. So leben auch

die

die Hofmuſikanten, und die Leibgarde vom Almoſen. Setzt man das Amt eines Prieſters, der entweder prediget, oder das Hochamt hält, auch bis zum Hofnarren herab, ſo muß man doch allezeit bekennen, daß ihm ein Sold, und kein Almoſen gebühre.

Zweytens: Wir laſſen es aber gelten, daß die Einkunft der Geiſtlichkeit ein lauteres Almosen ſey, was wird nun heraus kommen? Dieſes, daß es dem Staate Nachtheil zuwegen bringe, weil es Almoſen iſt? Welch eine neue Philoſophie? Vorhin wußte man, daß nach dem allgemeinen Verſtande, und nach den göttlichen Geſätzen vermögliche Leute gehalten wären, Almoſen zu geben. Jetzt ſchadet dieſes gebothene Almoſen dem gemeinen Weſen. Woher kömmt es aber, daß eben dieſe, die immerdar auf die Geiſtlichkeit ſchmälen, ſo ſorgfältig ihre Kinder, die oft nicht wollen, zu geiſtlichen Aemtern, oder in Klöſter zu bringen ſuchen? Schaden die Einkünfte der Geiſtlichkeit dem Staate, ſo ſchaden ſie auch ihnen, und ihren Kindern, als Gliedern des Staates. Und wie endlich, mit was gutem Gewiſſen kann ein Mann, der ſein Kind auf eine andere Art verſorgen könnte, daſſelbe vom Almoſen, vom ſchädlichen Almoſen des Prieſterthums leben laſſen? Gewiß iſt dieſes für ihn eine große Gewißensſache, für ſein Kind eine große Schande: und er vermehrt das Unheil des Landes, das er zu bedauern ſcheinet. Wo nicht? So iſt alles das Geſchrey eitel, leer, und unnütz, womit man die geiſtlichen Güter als ſo nachtheilig angiebt.

Drittens antworte ich: Wer daraus, daß die Einkünfte der Geiſtlichkeit ein Almoſen ſind, den Schluß machet, daß man ſie nach Belieben einziehen, und ſchmälern könne: der muß fürwahr eine ſehr ſeltene Vernunftlehre im Kopfe haben, und von dem Rechte viel verſtehen. Wo hat man wohl jemal die Schlußrede gehöret? Sempronius erhielt ein

Ge-

Geſchenk von tauſend Gulden: man muß ihm alſo ſechs hundert davon nehmen, weil es ein Geſchenk iſt. Wird nur der Name verändert, ſo wird alsbald der Staatskluge erſcheinen, von dem man dieſes aufs gründlichſte behaupten kann. Geſetzt, mein Herr! ihr, euer Vater, oder Großvater habt vom Fürſten oder der Republik großer Verdienſte halber ein Gut überkommen, welches jährlich bey 30000 Gulden trägt, muß man auch das übrige nehmen, und allein 10000 laſſen? Wo iſt dieſes geſchrieben? In welchem Rechtsbuche findet man es? Vielleicht in den zwölf römiſchen Geſetztafeln, oder in dem longobardiſchen Rechte? Wie können wir von einem Armen das Almoſen, das unſere Vorältern oder wir ſelbſt bewilliget, wieder zurück fordern, ohne ſehr ungewiſſenhaft und unbillig zu handeln?

Viertens. Vieles von den Einkünften der Geiſtlichkeit beſteht weder aus Sold, noch Schankung, noch Almoſen, ſondern lediglich aus einem Gewinne, den man von der Arbeit, oder den natürlichen Früchten einſammelt. So handelten ehemals die Biſchöfe, und Mönche in Deutſchland. Sie verminderten die unendlich groſſen Wälder, womit faſt alle Gegenden verwachſen waren. Sie trockneten die Sümpfe, und moſichten Gründe aus, ſetzten den öfters ſehr gewaltig austrettenden Flüſſen ihre Schranken, machten richtige und gute Straſſen, legten Gärten und Luſtörter an, bearbeiteten die Felder, baueten Städte, und verſammelten die Völker. Sie verſahen die Erde mit Früchten, das Waßer mit Fiſchen, die Länder mit Flecken, und Dörfern und Menſchen. Hätten dieſes Adeliche, Bürger, und andere Leute gethan, ſo wäre es dem Staate nützlich, man würde ihnen danken, und ſie darfür reichlich belohnen. Da es aber Geiſtliche thaten, ſo iſt man ihnen nicht einmal den geringſten Dank ſchuldig, und glaubt alles, was ſie haben, ſey blos als ein Almoſen zu betrachten; gerade als wenn man ihnen

ihren Schweis, und ihr Blut ohne Erbarmen auspreſſen ſollte. Virgil hätte wohl mit größerm Rechte von unſerer Geiſtlichkeit, als von ſich und ſeiner Arbeit ſchreiben können: Sic vos non vobis &c.

Fünftens endlich ertheile ich zur Antwort: Viele Güter der Geiſtlichkeit ſind **erſparte** Güter. Ein durch Häuslichkeit oder Sparſamkeit erworbenes Vermögen kann man auch nicht einmal einem Leibeignen, der zur Galeeren verdammt iſt, benehmen. Sollen nicht die Geiſtlichen zum wenigſten noch mit Sklaven und Verbannten ein gemeinſchaftliches Recht genieſſen dürfen? Wer es nicht glauben will, wie ſparſam und mäßig die Geiſtlichen leben, weil ihrer einige zu freygebig ſind, der komme zu ihren Verſammlungen in die Klöſter, aber als ein niedriger, ſchlechter Reiſender, nicht als ein vornehmer Gaſt. Da wird er ſehen, daß ſie faſt den halben Theil des Jahrs Faſten haben, und mit ſehr wenigen, ſchlechten und geringen Speiſen zufrieden ſeyn müſſen. Er wird ſehen, daß ihnen das nicht einmal frey überlaſſen wird, was ſie ſich abgebrochen, oder aufgehoben haben. Gäſte hingegen werden herrlich bedient, die oft nur ſich wacker anzufüllen da ſind, und dem Kloſter zum Schaden kommen. Die beſten Gerichte, die lange verwahrt geblieben, die beſten Weine werden hervor geſucht, und aufgeſetzt. Selbſt die Religioſen ſtehen ihnen aufzuwarten bereit, und erforſchen genau, wodurch man die Gäſte erfreuen könne. Wo iſt ein Menſch, der die Leute um das beneidet, was ſie ſich durch Sparſamkeit, und ohne krumme Griffe erringen? Und wo iſt der Unmenſch, der ſie darum zu bringen rathet?

Was hier von den Klöſtern gemeldet worden, dient nur als ein Beyſpiel. Man wird das nämliche bey andern geiſtlichen Verſammlungen, oder auch bey einzelnen Geiſtlichen antreffen. Wieviele leben, ſo zu ſagen, von ſchlechtem

Gemüſe, und Zwiebacke; nur ihren Befreundten in der Noth beyzuſpringen, oder die Ehre eines ſehr nahe anverwandten Frauenzimmers mit einer guten Ausſtattung zu erretten. Ich umgehe ſehr vieles, welches ich ein andermal anbringen werde. Ich behaupte hier nur, daß die Geiſtlichen allein ihre eignen, nicht aber fremde almoſenweiſe überlaßne Güter beſitzen. Nicht unlängſt lebte in der Oberpfalz ein Prieſter auf dem Lande, und beſaß keine große Einkunft. So lange er lebte, theilte er zwar ſeinen auch armen Freunden nichts mit. Er erhielt ſich viele Jahre pur von Waßer und Brod, und mußte daher viele Schmachreden wegen ſeinem Geitze anhören. Es iſt ja ausgemacht, daß die Prieſter niemal recht thun können. Sind ſie freygebig; heißt es, ſie misbrauchen das Almoſen. Sind ſie zurückhaltend, nennt man ſie Geitzhälſe. Nun ſtirbt unſer ſogenannter geitziger Prieſter. Man findet ihn todt auf ſeinen Knien, mit aufgehabenen Händen liegen. Sein Leib war ſeit langer Zeit, und auch im Tode mit einer eiſenen Gürtel zuſammen geſchraubet; und man weiß, daß er innerhalb zwanzig Jahren niemal in einem Bette, ſondern allzeit auf dem harten Boden geſchlafen. Und dieſer Prieſter hinterließ ein ehrlich erſpartes Vermögen von 30000 Gulden, welches er in ſeinem Teſtamente in drey Theile zerlegte. Ein Drittel gehörte der Kirche, ein Drittel den Armen, und das letzte Drittel ſeinen auch armen Befreundten. Ich glaube, wenn dieſes ein Schüler des Puffendorf, oder der Verfaßer des Geiſtes der Geſetze zu leſen bekäme, er würde es kaum vor Geifer, und Begierde zum Raube ganz fertig leſen können. Ein einziger Pfarrer ſchadet dem gemeinen Weſen um ſovile tauſend Gulden! Wie ruhig, und wie ſchön läge dieſe Summe in dem Rathhauſe zu Amſterdam? Man hätte davon die herrlichſte Jagd, das ſchönſte Schauſpiel, oder ſonſt eine Beluſtigung anſtellen können. Ein ſolches Geſchenke wür einem wohlverdienten Officier, einer Dame weit nützlicher als einem Pfaffen zu gute gekommen ſeyn. Er diente ja dem

Staa-

Staate mit nichts, als daß er beym Altar dem Bauern etwas vorbrummte, oder wacker auf der Kanzel herum ſchlug. So redeten dieſe Herren, dieſe von der Sittſamkeit eben ſo weit, als von der katholiſchen Lehre entfernte Herren, die in der That niederträchtig, nicht groß und adelich denken. Der wahre Adel iſt der Geiſtlichkeit gewiß geneigt, wie dieſe hinwiederum dem Adel alle Hochſchätzung und ſchuldige Ehrerbiethung bezeiget. Jene Staatiſten, jene Witzlinge ſind es nur, die über die Geiſtlichkeit losziehen, und nach ihrer ſpitzfindi Naturaliſten-Methode nichts anders thun, als daß ſie immerdar die Welt verbeſſern, und mit neuen Staatsſyſtemen, den unreifen Früchten ihres kleinen Gehirnes alles in einen andern Model gieſſen wollen.

Die ſechste und letzte Antwort iſt. Nicht alle Güter und Einkünfte der Geiſtlichkeit ſind als milde Geſchenke der Chriſten anzuſehen. Sehr viele davon rühren ſelbſt von Geiſtlichen her, die mit ihrem eignen Vermögen oder mit erſparten Mitteln ſolche Stiftungen errichtet. Biſchöfe und andere Prieſter kauften um ihr baares Geld öfters Grundſtücke, und Güter, worauf ſie nachmals eine Stiftung für einen oder mehr Prieſter, oder für ein ganzes Kloſter angeleget. Man hat hin und wieder dergleichen Stifts- oder Kaufbriefe öffentlich bekannt gemacht, und eine Menge davon liegen noch unbekannt in den Archiven, Bibliotheken, oder den Verwahrungskäſten ſolcher Oerter.

Aber hier haben wir eine Einwendung. Die Rennten und Einkünfte der Geiſtlichen ſchaden nicht ſo faſt ihrer Weſenheit nach, ſondern hauptſächlich deßwegen, daß ſie zu viel, und zu groß ſind. Daher rathet der Verfaßer des Geiſtes der Geſetze ganz recht, daß man ſie vermindern ſolle.

1ſtens, antworte ich hierauf. Die Frage, ob die Einkünfte der Geiſtlichkeit zu groß ſind, will ich zwar eigenmächtig nicht entſcheiden. Man muß es aber auch der Geiſtlichkeit nicht zur Laſt legen, wenn ſie in dieſer Sache nicht einen jeden Richter erkennen will. Dieſe Streitfrage iſt zu weitläuftig, und betrift das ſämmtliche menſchliche Geſchlecht zu ſehr, als daß der Zank von etlich wenigen, welche blos nach ihrem Eigendünkel, und ihrer eignen Vernunft, wie die unkatholiſchen Lehrer des Naturrechtes, ſchlieſſen, ausgemacht werden könnte. Ich halte davor, wenn ein Geiſtlicher behaupten wollte, daß die Mittel und Reichthümer des Adels, der Kaufmannſchaft, und der Bürger zu groß, und dem gemeinen Weſen ſchädlich ſind, ſo würde man geſchwind sagen, es gehe die Geiſtlichen nichts an. Sie ſeyen keine Schiedrichter über die Welt, auf ihr Gutachten habe man nicht zu ſehen. Man müßte ſich vielmehr um die Beſchaffenheit der Länder, um die Meynungen aller Nationen in dieſer Sache, erkundigen. Ich weiß in der That nicht zu beſtimmen, woran dem menſchlichen Geſchlecht mehr gelegen ſeyn, an gewiſſen andern Ständen, und Gliedern eines Staates, oder an den Prieſtern? Soviel iſt gewiß. In Sachen, welche das ſämtliche Geſchlecht der Menſchen betreffen, kann einmal nicht die Meynung eines jedwedern beſonders, ſondern die **allgemeine Uebereinſtimmung aller Völker** den Ausſchlag geben. Es mag alſo einem Staate mehr an der Geiſtlichkeit, oder einem andern Stande gelegen ſeyn, das Urtheil über das Maas und die Berechnung der geiſtlichen Einkünfte beruhet gleichwohl lediglich, wie geſagt worden auf der allgemeinen Uebereinſtimmung: Es wäre denn, daß ein göttliches Geſetz der Sache eine Gewißheit beylegte.

Deßwegen werde ich im Nachfolgenden dieſer meiner Abhandlung, beſonders im **zweyten Theile** Jedermann klar vor Augen legen, was alle Nationen, von was immer für einer Religion in dieſem Punkte gedacht und geſchloſſen haben.

Zwey-

Zweytens. Was über die nöthige Speiſe und Kleidung hinaus trift, iſt nicht ſogleich für zuviel und überflüßig zu halten. Mann könnte ſonſt einem Beamten, einem Handelsmanne, und andern Leuten eben das vorwerfen. Warum ſoll bey den übrigen Menſchen nichts, bey der Geiſtlichkeit aber alles überflüßig ſeyn, was ſie nicht auf einmal verzehren, oder an dem Leibe tragen kann. Sind denn die Geiſtlichen nicht auch Menſchen, und zwar groſſen Theils adelich gebohrne Menſchen? Sind ſie nicht auch Vorſteher, Doctorn, Gelehrte? Was man ihnen als Geiſtlichen nicht vergönnen will, das ſollte man ihnen doch als Lehrern, adelichen Leuten, Richtern, und Sachverwaltern GOttes, und endlich als Menſchen und unſern Brüdern vergönnen.

Drittens. Oft gebe ich vieles zu, um nur die Nichtigkeit und Schwäche der vorgebrachten Scheingründe deſto beßer aufzudecken. Gegenwärtig räume ich auch dieſes ein, daß die Geiſtlichkeit in der That zuviel beſitze, das iſt, mehr, als ſie zum Unterhalte nöthig hätte: Zudem noch, daß über ihre Bedürfniſſe nicht etwas, ſondern nur gar vieles übrig ſey. Aber ich ſehe doch nicht ein, wie man daraus folgern könne, daß die Mittel der Geiſtlichkeit dem Staate ſchaden? Dieſes läugne ich vom Grunde weg, und werde hernach meine Gegengründe anführen, obwohlen es genug wäre, es geläugnet zu haben. Wer etwas behauptet, muß es auch beweiſen.* Doch wir müſſen gewiß ewig warten, bis ſich die Feinde der Prieſter zum Beweiſe ihrer Sätze verſtehen würden. Ihnen iſt ihr Geſchwätz genug. Denn aus Ihnen ſpricht nicht die Vernunft, ſondern Bosheit, Neid und verkehrte Geſinnung.

Viertens. Wenn die chriſtlichen Prieſter ſoviel als ehemals die jüdiſchen beſitzen ſollten, würde es wohl zuviel ſeyn?

* Affirmabit incumbit probatio.

Iſt der Karackter eines chriſtlichen Prieſters nicht ſo anſehnlich, wie eines jüdiſchen? Soll der wohl eingeſchränkter gehalten werden, der das unblutige Lamm GOttes den Seelen zur Speiſe reichet, als jener, der ein Kalb ſchlachtet und opfert den beſten Theil für ſich behält, das andere mit den Darbiethern des Opfers verzehret?

Wenn übrigens die hebräiſchen Prieſter zuviele Reichthümer beſeſſen, und gleichwol dem Staate keinen Nachtheil verurſachet haben, warum ſollen denn die nämlichen Mittel in den Händen der chriſtlichen Geiſtlichkeit nachtheilig ſeyn? Schadet dieſe Geiſtlichkeit nur darum dem gemeinen Weſen, weil ſie chriſtlich iſt, und würde ſie nicht ſchaden, wenn ſie beſchnitten, und jüdiſch wäre?

Fünftens antworte ich und behaupte das nämliche von den türkiſchen, barbariſchen, indianiſchen Prieſtern. Haben die chriſtlichen Prieſter ſoviel als die türkiſchen Pfaffen haben: warum iſt es nur bey jenen, nicht bey dieſen zuviel, und dem gemeinen Weſen ſchädlich? Wie wunderlich und widerſprechend ſind dieſe Argumente? Aber was halten wir uns auf? Wir kennen ja die Schreibart derjenigen, die aus proteſtantiſchen Schulen herkommen. Ich werde aber bald beweiſen, daß die Güter der Geiſtlichen nicht ſchaden, ſondern nur gar vieles nützen.

Eilfte Unterſuchung.

Soll man die Geiſtlichen ihrer Güter berauben, damit ſie den Apoſteln gleich, und ihre Nachfolger ſeyn mögen?

Man wird auch dieſes einwenden: die Geiſtlichen ſollten ſoviel nicht fordern, ja nicht einmal annehmen, wenn ſie wahre Nachfolger der Apoſteln ſeyn wollten, welche Chriſtus nicht mit vollen Säcken in die Welt ausgeſchicket, und ihnen befohlen, nach Gütern, Aeckern, Wieſen, Gründen, Städten und Ländern, nach Titeln und groſſen Dienerſchaften zu ſtreben. Er ſchickte ſie arm und verächtlich, ohne Sack und Pack.

Dieſer Einwendung müſſen wir ordentlich, und gründlich begegnen. Und erſtens zwar: Sey es auch, daß das obige alles wahr wäre, daß die Geiſtlichen dem ausdrucklichen Gebothe JEſu zuwider handelten. Was gewännen die Staatiſten dabey für ihren Satz? Die Frage iſt ja hier nicht, was Chriſtus befohlen habe, ſondern was einem Staate ſchädlich ſey, einem Staate beſonders, der auf die ſchönen Grundſätze derjenigen gebauet iſt, deren Lehre ſich nicht nach der Lehre JEſu, nach der Offenbarung, ſondern dem Rechte der Natur vom Wolf und Puffendorf richtet, das vielmehr aus bloß willkürlich ausgeſuchten, und angenommenen, als mit dem Chriſtenthume übereinſtimmenden Regeln beſteht. Wie kann denn alſo der Ueberfluß an Mitteln bey der Geiſtlichkeit dem Staate allein darum Schaden bringen, weil er dem Geſetze Chriſti zuwider läuft? Oder will man ſeine Gebothe zur Richtſchnur der Republik nur in ſo weit machen, als es auf die Beraubung der Geiſtlichkeit ankömmt, nicht aber auch zu-

gleich dieſelben bey andern Vorfällen des gemeinen Weſens gebrauchen?

Zweytens. Wir wollen keineswegs, daß die Prieſter geldbegierig, geitzig, und unerſättlich ſeyn ſollen, ſondern wir wünſchen, daß ſie ſparſam, ehrlich, und mit Wenigem zufrieden leben, daß ſie ihre größte Sorge ihr eignes, dann auch das Seelenheil anderer Menſchen ſeyn laſſen. Denn darum ſind ſie in der Welt. Diejenigen, die dieſes nicht thun, haſſen wir, ſchelten, und verachten ſie, und halten ſie für ſtrafbar, doch nur in ſoweit, daß ſie verbeſſert, gezüchtiget, und fromm, nicht aber arm gemacht werden ſollen.

Drittens iſt gewiß, daß auch geitzige, gewinnſüchtige Prieſter nicht daher gleich als dem Staate ſchädlich müſſen verſchrien werden, wenn ſie ſich ihre Reichthümer nur nicht durch böſe Mittel, Betrug, und Ränke zuwegen bringen. Denn es giebt ja auch andere Leute in der Republik von unterſchiedenem Stande und Range, welche eben ſo geldbegierig, ja noch begieriger ſind, alſo zwar, daß ſie einen recht ſchändlichen Geitz vor allen Menſchen öffentlich zeigen. Wenn dieſe indeſſen der Gerechtigkeit nachleben, und nicht auf üble Anſchläge denken, ſo hält man ſie ja keineswegs für gefährlich. Ja ſogar einige, und gewiß nicht ungeſchickte Staatslehrer behaupten, daß auf ihnen die Grundfeſte, und Stärke des gemeinen Weſens beruhe. Wenn ſonſt nichts abgeht, und alle Glieder eines Staates, die einen höhern Rang haben, reich, und vermöglich, zugleich aber auch außerordentlich karg und mehr zuruckhaltend ſind, als vonnöthen wäre: vielleicht wird ein ſolches Land bey Staatiſten für glückſelig, ſtark, und mächtig angeſehen werden. Was liegt aber daran, ob dieſe Glieder Groſſe, Adeliche, Hofherren, Prieſter oder Lehrer genennet werden? Wem es gefällt, der kann die Prieſter nicht mehr Prieſter, ſondern Bürger, oder noch anders

heißen:

heiſzen: ſie bleiben doch allezeit Glieder des Staates. So bleiben auch der Adel, die Fürſten, wer ſie ſind, ob man ſie gleich anders betitelt. Will man aber, daſz die Geiſtlichen ihrer Würde, ihres Anſehens, ihrer Macht beraubet werden, und nichts davon als den Namen behalten ſollten: ſo iſt es ausgemacht, daſz ein Staatiſt, der dieſes verlanget, die Politik nicht recht einſieht, da er einen von den ſtärkſten Theilen der Republik leer, entblöſzt, und geſchwächt haben will.

Viertens endlich iſt es grundfalſch, daſz Chriſtus ſeinen Apoſteln den Beſitz der zeitlichen Güter verbothen habe. Er ſagte ihnen ſogar mit deutlichen Worten vor, daſz ſie ziemlich viel erlangen werden. Und **dieſes mit einem Schwuren bekräftigte Verſprechen** ward durch die glaubigen Jünger genau erfüllt, wie ſtark ſich auch immer andere Jünger, GOtt weiſz, weſſen Lehrers, widerſetzen mochten. Es wird auch ferners in der Kirche bey dieſem Verſprechen verbleiben (**GOttes Wort iſt ja untrüglich**) obſchon die halbe Welt entgegen ſeyn wollte. **So lange Chriſtus auf der Erde noch glaubige Seelen finden wird, ſo lange werden auch die Nachfolger der Apoſtel vieles erhalten.** Ich getraue mir zu behaupten, daſz dieſes eines von den Kennzeichen **der wahren Kirche Chriſti ſey.** Wenn man ſieht, daſz in einer chriſtlichen Kirche die Prieſter, ſo auf eine gewiſze Weiſe die Apoſtel nachahmen, von den Glaubigen wegen Chriſtum überhäuft werden, ſo kann man daraus ſchlieſſen, daſz die Kirche wahrhaft ſey, weil der Herr ſein Verſprechen darinn erfüllet.

Worinn beſteht aber dieſe Nachahmung der Apoſtel, denen JEſus zeitliche Güter verſprochen, und als ein Herr über Glaubige, und Unglaubige verſprechen konnte? Der heilige Evangeliſt Lucas ſagt es uns am 18ten Kapitel. Chri-

ſtum fragte ein Oberſter, was er thun müßte, das ewige Leben zu erwerben, und JEſus befahl ihm, die Gebothe GOttes zu halten. Als er aber antwortete, daß er ſie von Jugend auf gehalten hätte, ſagte JEſus zu ihm: **Eines mangelt dir noch: Verkaufe alles, was du haſt, und giebs den Armen; ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben, und komme, und folge mir nach. Als er das hörte, ward er traurig; denn er war ſehr reich. Da nun JEſus ſah, daß er war traurig geworden, ſprach er: Wie ſchwerlich werden die zum Reich GOttes eingehen, die Geld haben. Denn es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelloch gehe, als daß ein Reicher zum Reich GOttes hinein gehe.** Hier höre ich einige ſchreyen: Die Geiſtlichen müſſen die erſten ſeyn, welche die Reichthümer verachten, und hinwerfen ſollen, wenn ſie anderſt in das Reich GOttes einzugehen verlangen. Allein Gedult! verzieht einen Augenblick, meine Herren Staatiſten. Ihr werdet bald eine Antwort bekommen. **Da ſprachen die, welche das hörten: Wer kann dann ſeelig werden?** Was ſagte ihnen JEſus? **Er ſprach zu ihnen: Was bey den Menſchen unmöglich iſt, das iſt bey GOtt möglich.** Er lehrte folglich, daß GOtt die Kunſt verſtehe, auch diejenigen welche reich ſind, in den Himmel zu führen. Wer zweifelt daran, daß bey dem Herrn dieſe Kunſt (das iſt, die Gnade) ſehr unterſchiedlich, und vielfach ſey, und daß die Reichen auf mehr als eine Art in den Himmel kommen können? Chriſtus verſtund aber dazumal kein anderes Kunſtſtuck, als dieſes, wie er ſeine Apoſtel, und deren Nachfolger zugleich reich machen, und ſie zugleich in den Himmel führen wolle, und zwar nicht, wie andere Menſchen, ſondern daß ſie mit ihm nachmals als Richter über das ſämtliche menſchliche Geſchlecht an dem letzten Tage des Gerichts auftreten, und erſcheinen ſollen: Nun wollen wir ſehen, wie er dieſes Kunſtſtück erklärte. **Petrus aber ſprach:** (gleich nach der Lehre von der

Mög-

Möglichkeit bey GOtt) Siehe, wir haben Alles verlaſſen, und ſind dir nachgefolget. Er wollte ſich gleichſam erkundigen, was denn nun für eine Hoffnung übrig wäre, und wie, und was er ihnen für ein Reich verſpräche. Und er ſprach zu ihnen: Wahrlich, ich ſage euch, es iſt keiner der ſein Haus verlaſſen hat, oder ſeine Aeltern, oder ſeine Brüder, oder ſein Weib, oder ſeine Kinder um des Reiches GOttes Willen, der nicht vielmehr wiederum bekommen werde in dieſer Zeit, und in der künftigen Welt das ewige Leben.

Hier ſtehet ſtill, und ſeyd aufmerkſam, die ihr an das Evangelium glaubet, und daſſelbe für göttlich haltet. Denn wer dieſes nicht zuläßt, mit dem reden wir nicht einmal. Ihr aber, getreue Chriſten, erwäget das Verſprechen Chriſti, welches er mit ſeinem gewöhnlichen Eidſchwure, wahrlich ſage ich euch, bekräftigt hatte. Ich ſchwöre euch, ſagte er gleichſam, ihr, und alle, die das nämliche thun, werden reich ſeyn in dieſer, und auch das ewige Leben in jener Welt erhalten, in jener Welt, wo diejenigen, die eure Nachfolger nicht ſind, ſchwerlich werden zur Glückſeligkeit gelangen können. Eure Nachfolge der Apoſtel iſt jenes Kunſtſtück, jene Gnade von mir, dadurch, was dem Menſchen unmöglich iſt, bey mir möglich gemacht wird. Den Menſchen ſcheinet es widerſprechend, reich und zugleich ſelig werden. Ich ſage euch aber, gebraucht euch meiner Gnade, ſo wird euch beydes zu Theil werden. Dieſes verſpreche, und beſchwöre ich euch, ich, der ich alle Güter der Welt, und alle Güter des Himmels in meinen Händen habe.

Was thaten aber die Apoſtel, und was müſſen ihre Nachfolger thun, daß ſie ſich dieſe Gnade des Herrn, dieſe Kunſt, Reichthum und Seeligkeit zugleich erwerben zu können?

Dieſe Kunſt beſteht nicht darinn, daß man ſein Gemüth niemals ernſtlich an die zeitlichen Güter hefte, oder in dem Geiſte Vater und Mutter, und ſein Weib und ſein Vermögen verlaſſe, das iſt, GOtt allem vorziehen. Denn dieſes, daß man ſein ganzes Herz mit den zeitlichen Sorgen erfülle, iſt nicht nur den Apoſteln und Prieſtern, ſondern allen Menſchen, die zum Himmel eingehen wollen, verbothen. Jener Oberſter, welcher Chriſtum fragte, ward nicht deßwegen betrübt, daß ihm befohlen wurde, ſein Gemüth mehr auf GOtt als auf das Zeitliche zu richten. Der Herr geboth ihm auch nicht, ſein Weib zu verlaſſen: denn er hatte keines, als ein Jüngling. Matth. 29 c. 20 v. aber er könnte noch heurathen. Dieſe **Nachfolge der Apoſtel**, dieſe Kunſt den Himmel und die Welt zu beſitzen, beſteht in zweenen Punkten, und zu beyden gehört eine groſſe Gnade GOttes. **Erſtens**, daß man auch leiblich ſein Haus, ſein Weib, und ſeine Familie verlaſſe. **Zweytens**, daß man dieſes wegen dem **Reiche GOttes** verlaſſe. Nicht blos wegen dem Himmel, ſondern wegen dem **Reiche GOttes**, welches damals, als Chriſtus dieſes lehrte, die Verkündigung ſeines Namens, die Verkündigung des Evangeliums bedeutete. Daher ſind diejenigen, welche Chriſto wahrhaft anhängen, ſeine Lehre vortragen, die Sacramenten austheilen, die alles das, was ihnen vorher gehörte, und was ſie noch hätten erlangen können, verlaſſen haben. Beſitzer dieſer Kunſt, dieſer Gnade GOttes, dadurch ſie bey Ausbreitung des Glaubens, und Beveſtigung der Kirche JEſu von ihm das verſprochene Himmelreich, und auch die durch einen Schwur verheiſſene zeitlichen Güter erlangen, und zwar nicht ſchlechterdings Güter, ſondern ſchätzbarere, mehrere, gröſſere Reichthümer und Mittel, als ſie vorhin zuruck gelaſſen haben. Der heilige Evangeliſt Matthäus beſchreibt die Gröſſe und das Uebermaaß der verſprochenen zeitlichen Güter. **Hundertfältig**, ſagt Chriſtus, **wird ers bekommen, und das ewige Leben beſitzen.** Ein anderer

Evan-

Evangeliſt, der heilige Marcus geht dieſe Güter pünktlich, und nach allen Umſtänden durch im 10 Kap. 29. V. Es iſt keiner, ſagt der Herr, der Haus, oder Bruder, oder Schweſter, oder Vater, oder Mutter, oder Kinder, oder Aecker um meinetwillen, und um des Evangelii willen verlaſſen wird, der nicht hundertmal ſo viel, auch in dieſer Zeit wiederum bekommen werde, nämlich Häuſer, und Brüder, und Schweſtern, und Mutter, und Kinder und Aecker. Er erzählet alles genau her, daß nicht ein Staatiſt kommen und ſagen könne, Chriſtus hätte ihnen nichts als ihr Brod verſprochen. Da doch auch noch ſo vieles eingeſchloſſen ſeyn könnte, welches er nicht ausdrücklich berühret. Sind dieß nicht Reichthümer, Güter, und Häuſer, und Grundſtücke, zu welchen ohne Zweifel auch Unterthanen, Früchten, Steuern, Heerden, und die bürgerlichen Rechte und Freyheiten gehören müſſen, wie dieſes alles heut zu Tage die wahren Prieſter JEſu beſitzen?

Ich habe dieſe Auslegung der Schrift nicht erſt erdacht, und nach meinem Gutdünken hingeſchrieben, ſondern ich habe mich der beſtändigen Uebergabe von den Apoſtelzeiten her bedienet. Zudem, wenn die Schrift überall klar und deutlich iſt, wie ſie denn die Ketzer für Jedermanns Begrif gemacht zu ſeyn ausgeben, warum will man ſie nur da für dunkel halten, wo von den Prieſtern und ihren Einkünften die Rede iſt?

Die Gewißheit der Erklärung des Verſprechens JEſu Chriſti muß man aus der Erfüllung deſſen, was verſprochen iſt, erkennen. Er wollte den Apoſteln, und allen, die wegen Verkündigung des Reiches GOttes das ihrige verlaſſen, Mittel verſchaffen, und verſchafte ſie auch wirklich. Hätte der Herr der Geiſtlichkeit keine Reichthümer gegeben, ſo

könnte man noch an der Verheißung zweifeln. Da er ſie aber einmal verhieß, und in der That auch gab, ſo muß ja ein Blinder einſehen, daß dieſe dasjenige geweſen, was er verſprochen hatte.

Man ſage mir nur nicht: Die türkiſchen, und indianiſchen Mönche ſind auch bemittelt. Chriſtus verſprach alſo den Seinigen nichts hauptſächliches.

1ſtens antworte ich wieder darauf: Würden wir auch alles zugeben, die Politik hätte doch noch nicht ein gewonnen Spiel. Die Anlage der ganzen Streitfrage iſt: Schaden die Mitteln der Geiſtlichkeit dem Staate? Wie will man nun den Schaden aus dieſem Argumente probieren?

2tens antworte ich: Die Mönche der Unglaubigen beſitzen Reichthümer, die ihnen von Chriſto verſprochen, noch wegen ihm gegeben worden, weil ſie auch nicht wegen dem Reiche GOttes das ihrige verlaſſen haben. Im übrigen wird ihnen der zweyte Punkt der Verheißung, das ewige Leben wohl nicht zu ſtatten kommen, weil ſie theils Chriſtum läſtern oder nicht kennen, theils die Verheißung auf ſie nicht gemeynt war. Den Seinigen allein hält der Herr ſein Wort. Was den übrigen begegnet, geht uns nichts an, und ſchadet auch unſrer Sache nicht; vielmehr könnte es uns zu beweiſen nützen.

3tens und letztens antworte ich: Läßt GOtt den Unglaubigen die Güter, die er ihnen auf keine Weiſe bedungen: wie ſollen glaubige Chriſten die Prieſter des Herrn um das beneiden, was er ihnen zu geben beſchworen hat? Iſt er denn nicht auch der Herr und GOtt über alle die, ſo keine Prieſter ſind?

Die

Die erfüllte Verheißung bey den Apoſteln müſſen ſelbſt Blinde bemerken, und die Neidigſten bedauren.

Wir ſollen ſehen, was noch bey Chriſti Leben geſchehen iſt. Matth. am 10 Kap. ſchicket er die zwölf Jünger aus das Evangelium zu predigen nicht den Heyden, ſondern den Juden. Er giebt ihnen dann folgenden Unterricht, worauf ein Politikus wohl merken darf. **Ihr ſollet weder Gold, noch Silber, noch Geld zum Eigenthum haben in euern Gürteln, auch keine Taſchen auf dem Wege, noch zwey Röcke, noch Schuhe, noch Stab.** Treflich ſchreyet der Staatiſt, gut, unvergleichlich. Das wollen wir eben, ſagt er. Die Geiſtlichen ſollen weder Gold noch Silber, noch mehrere Kleider als einen Rock haben. So ſind ſie zu lieben, wenn ſie arm ſind; ſie mögen Apoſtel ſeyn oder nicht, wenn ſie nur nichts haben; ſie mögen die Todten erwecken, die Kranken heilen, die Teufel austreiben, wenn ſie nur nichts haben.

Aber mein Herr, welch ein Lärm? Haben ſie uns ſchon beſiegt? Warum verboth ihnen denn der Herr, auf dieſer jüdiſchen Mißion nichts bey ſich zu tragen? Deßwegen, daß ſie nichts haben ſollen? Chriſtus hatte verſchiedene Urſachen. Zwey davon erklärte er ſelbſt. Die **erſte** war, daß die Jünger **alles Nöthige empfangen** ſollen. Daher nehmen ſie nichts mit ſich, daß ſie alles von andern bekommen müſſen. Hätten ſie ſchon Alles, was ſie brauchten, Geld, Lebensmittel u. d. g. ſo wären ſie ſelbſt ſchon reich, und brauchten die Hülfe derjenigen nicht, zu welchen ſie kommen. Sie ſollen reichlich beſchenkt werden. Das wollte Chriſtus, deßwegen ſchickte er ſie arm und blos aus. Denn gleich nach den beſchriebenen Umſtänden ſetzt er die Urſache hinzu: **Denn ein Arbeiter iſt ſeiner Speiſe werth.** Er verboth ihnen daher ſogar Brod bey ſich zu tragen. Marc. 6. K 8 V. Ueberdas befahl er Luc. 10. K. 4. V. **Auch ſollet ihr Niemand auf dem**

We-

Wege grüßen: Ohne Zweifel darum, damit ſie nicht bey höflichen Begrüßungen Gelegenheit hätten etwas zu begehren, oder in Anſehen ihrer Armuth Almoſen von den Vorbeygehenden zu erpreſſen. Der Herr wollte ſodann, nicht, daß die Apoſtel und Prieſter nichts haben ſollen, ſondern vielmehr daß ihnen nichts abgehen müſſe. Er gab ihnen nichts von ſeinem Gelde, welches Judas hatte, ſie dürften nichts kaufen, nichts begehren. Der Wille JEſu war, daß man ihnen alles umſonſt gebe. Wie ſchön ſetzte er am Ende dieſer ſeiner Lehren den Lohn der Gutthaten bey, den alle empfangen würden, die ſeinen Jüngern, ſeinen Prieſtern beyzuſpringen kämen. **Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt denjenigen auf, der mich geſandt hat. . . . Wer auch einem von dieſen Geringſten wird einen Becher kalten Waßers zu trinken reichen, auch nur im Namen meines Jüngers: Wahrlich ich ſage euch, der wird ſeinen Lohn nicht verliehren.** Matth. am 10 Kap. 41 Vers. Wer auch nur im Namen eines Apoſtels geben wird. Z. B. im Namen des heil. Paulus, Johannes, Stephanus, wird ſeinen Lohn nicht verliehren. Aber auch derjenige, der etwas von dem wird hinweg nehmen, was im Namen JEſu gegeben worden, auch dieſer wird ſeinen Lohn nicht verliehren. GOtt behüte aber Alle vor dieſem Lohne!

Der Ausgang und Verfolg der Sache zeigte ſchon, daß GOtt verlangte, daß ſeinen Dienern nichts abgehen ſollte. Als die Jünger von der heil. Ausſendung ſchon längſt zurück gekommen waren, fragte ſie JEſus fleißig: **Wenn ich euch ohne Säckel, ohne Taſchen, und Schuhen geſandt habe, hat euch dann auch etwas gemangelt? Sie aber ſprachen: Nichts.** Luc. 22 Kap. 35 Vers. Die Zeit, da ſie der Herr fragte, iſt ſehr beträchtlich. Bey dem letzten Abendmale nämlich, als er diejenigen Apoſtel lobte, die mit

ihm

ihm die Verſuchungen überſtanden hatten, und getreu geblieben waren, und ihnen noch größere Verſuchungen verkündigte, da Petrus ſich rühmte, und mit ihm in den Tod zu gehen verſprach, beſtrafte ihn JEſus, und ſagte, daß ſie ihn alle verlaſſen, Petrus aber gar dreymal verlaugnen wurde. Nach dieſem wollte er ihnen zeigen, daß ſie, wiewohl ſie ſehr fleiſchlich geſinnet wären, und nur nach dem Zeitlichen trachteten, dennoch nicht Urſache hätten JEſum zu verlaſſen. Darum fragte er ſie, ob ihnen wohl jemals was abgegangen wäre? Er ſuchte ſie nämlich durch ihr eignes Geſtändniß zu überführen. In der That bezeugte das letzte Abendmahl ſelbſt, wie vieles der Herr auf ſeine Apoſtel verwendete. Denn wer bereitete dieſes Mahl für 12 arme Männer? Bath vielleicht Chriſtus einen Menſchen darum? Keineswegs, ſondern er ſchickte einen Jünger in die Stadt, und ließ durch ihn den erſten, der ihm begegnete, oberherrlich bedeuten, mit dieſen Worten: **Der Meiſter ſagt: Wo iſt mein Ort zur Mahlzeit, da ich das Oſterlamm eſſen mag mit meinen Jüngern?** Marc. am 14 Kap. 14 V.

Heut zu Tage bereitet zwar Chriſtus ſeinen Prieſtern kein ſolches Abendmahl. Aber dort wird er ihnen ein deſto herrlicheres bereiten, wo ſie mit ſeinen Jüngern, und Apoſteln, und mit vielen Armen und Reichen ſpeiſen werden.

Im übrigen gieng den Jüngern, die mit dem Herrn die Länder durchwanderten, nicht das geringſte ab. Chriſtus hatte 12 Apoſtel, 72 Jünger, alſo 84 Perſonen, eine ziemlich anſehnliche Geſellſchaft. Allen dieſen ward von andächtigen Frauen gedienet, Matth. 27 Kap. 55 Vers. Bald ſpeiſete er mit den Apoſteln bey Phariſäern, bald bey Publikanen. Er geſtattete, daß man ſeine Füſſe mit koſtbaren Salben ſalbete, und ſchalt ſogar Simon den Ausſätzigen, daß er ihm ſein Haupt vor Tiſche nicht mit Oel geſalbet hatte. Luc. am 7 Kap. 40 V.

40 Vers. Dieſe Geſellſchaft mußte viel Geld haben, weil ſie auch an ein Almoſen für die Armen von mehr als drey hundert Pfennige gedenken konnten. Marc. 14 Kap. Drey hundert Pfennige waren gewiß etwas, weil ſie um deren zwey hundert genug Brod für 4000 Mann in der Wüſte kaufen zu können hoften. Marc. am 6 Kap. 37 Vers.

Wenn aber ein Staatiſt dem ungeachtet gleichwol wider den Strom ſchwimmen, und hartnäckigſt den deutlichſten Worten des Evangeliums entgegen behauptet: Chriſtus habe ſeinen Jüngern nichts, als das trockene Brod zugelaſſen, und allen Gebrauch des Goldes verbothen, dem ſage ich dieſes. Der Herr wird ja doch noch verſtanden haben, was er verheiſſen, und er wird es beßer als alle heutigen Staats- und Naturrechtslehrer verſtanden haben. Das aber, was Chriſtus gethan, iſt uns die beſte und vollkommenſte Erklärung deſſen, was er geredet und gelehret hat. Was hat er aber gethan? Er geſtattete den Seinigen das Geld, nicht allein, ſoviel als ſie täglich brauchten, ſondern auch ein vorgehendes auf künftige Zufälle, und folglich ein überflüßiges, weil es auch zum Almoſen beſtimmet war. Ein Haushalter kann ja von dem zurückgelegten und erſparten Gelde ſoviel Almoſen geben, als von den täglichen Bedürfniſſen übrig bleibt?

Ich glaube, daß auch Petrus das Verſprechen des Herrn beßer wird verſtanden haben, als jene unkatholiſche Verderber des Naturrechtes, und einige Katholiſche, die von dergleichen Lehrern verführet worden. Und Petrus nahm nicht nur allein eine ziemliche ihm angebottene Summe Gelds an, ſondern er forderte es auch, da man es ihm einmal verſprach, mit Ernſte, und zwar ſo heftig, daß er den Ananias und die Saphira, die ihn belogen hatten, mit ſeinem Worte ohne Gnade augenblicklich tödtete. Apoſtelg. am 5 Kap.

Auch Paulus, den GOtt ſelbſt ſo wunderbarlich lehrte, und bis in den dritten Himmel entzückte, welches gewiß

dem

dem Herrn Puffendorf nicht wiederfahren, der große Paulus wird die Verheißung JESU wenigſt eben ſo gut als Puffendorf, und ſeine politiſchen Gehülfen verſtanden haben. Paulus aber nahm nicht nur Geld an, ſondern begehrte auch von den Glaubigen eine Sammlung von Almoſen, und zwar eine große Sammlung. Die Steuer aber belangend, welche für die Heilige zuſammen gebracht wird, thut ihr auch, wie ich den Kirchen in Galatia die Ordnung gemacht habe. Ein jeder unter euch lege am erſten Tage der Woche bey ſich in Verwahrung, und verſammle was ihm wohlgefällt, damit die Steuer alsdann nicht geſammelt werde, wann ich komme. Wann ich aber gegenwärtig ſeyn werde, alsdann will ich diejenigen ſchicken, eure Gaben gegen Jeruſalem zu tragen, welche ihr auch Briefe dazu tüchtig erachten werdet. Und wenn es ſein Werth ſeyn wird, daß ich durch dahin reiſe, ſo ſollen ſie mit mir reiſen. 1ſtes Sendſchreiben zu den Korinthern am 16 Kap. Paulus verordnet nach ſeiner Macht, wie es mit der Einſammlung gehalten werden müſſe. Er läßt dieſelbe auch ſogar außer Landes tragen, denn alles gehört Chriſto zu. Man kann den heil. Chryſoſtomus über dieſe Stelle nachleſen. Man leſe auch im 2ten Sendſch. zu den Korinthern am 9ten Kap. wie ſehr der Apoſtel zur Freygebigkeit ermahne, damit er ſich nicht ſchämen müſſe, wenn ſie karg im Geben ſind: und man leſe alles, was er den Korinthern vorſtellet, wie es von dem heiligen Kirchenlehrer Chryſoſtomus erkläret wird. Wenn dieſes alles ein heutiger Prieſter predigte, ſo würde ihn ein Politikus gewiß als einen Narren verlachen.

Paulus dieſer vortreflichſte Lehrer, von wem ſagte er wohl? Als die nichts haben und alles beſitzen. Das war aber nicht genug. Er ſagte auch: Als die Dürftigen, aber die viele reich machen. Den Apoſteln gieng nicht allein

nichts ab, ſondern ſie hatten noch viel übriges, nicht daß ſie ſolches einigen gäben, die arm verblieben, ſondern daß ſie vielen ſoviel mittheilten, als genug wäre ſie reich zu machen. 2tes Sendſch. zu den Korinth. am 6 Kap. 10 Vers. Ich frage noch einmal, von wem ſagte der Apoſtel: **Als die nichts haben, ⸗ ⸗ ⸗** aber die viele reich machen? Vielleicht von den türkiſchen Mönchen? vielleicht von einigen auch chriſtlichen Kaufleuten, oder von den Adelichen, deren ſchon eine Menge in Aſien und Griechenland bekehrt war? Nichts minder; von den Apoſteln, und den chriſtlichen Prieſtern redete er dieſes.

Wer immer das alte, und neue Teſtament durchgehet, wird finden, daß jenes nicht anders als ein Vorbild von dieſem war. Ein gleiches findet man auch bey dieſem Verſprechen der Geiſtlichkeit genau erfüllet. Abraham gieng Geneſ. am 12 Kap. von ſeiner Vaterſtadt Ur aus Chaldäa aus, und und verließ ſein Haus und ſeine Verwandten, und ſein Erbtheil, um keiner andern Urſache willen, als daß ſeine Religion unbeſchädigt bliebe, und er den Glauben an den einzigen wahren GOtt in das Land Chanaan, wiewohl als ein Flüchtling und Fremder bringen möge. Um dieſen Dienſt aber verſprach der Herr dem Abraham alle das Land, darein er gekommen war. Er verhieß ihm nicht einen Theil davon, oder ſelbes ihm nur allein, ſondern alles allen ſeinen auch unzählichen Nachkömmlingen. Dieſe Verheiſſungen erfüllte GOtt getreu, aber zugleich erſchröcklich. Er ließ alle Einwohner des Landes, Männer, und Weiber, und Knaben nicht nur ausjagen, ſondern ſämtlich ohne Barmherzigkeit tödten, nur daß die Iſraelitten Platz bekömmen. Numer. am 31 Kap. 17 V. So führte der Herr die Nachkommenſchaft des Abrahams in die Städte und Landſchaften anderer ein, die dieſelben erbauet, und gepfleget hatten, und gab alles Haab und Gut der Chananäer den Juden. So groß war der verſprochene Lohn für die Treue des Abrahams.

Nachmal, als unter die Stämme Iſraels die verheiſſenen Ländereyen vertheilet wurden, bekam auch einen Theil die Zunft Levi, die unter den Stämmen am Range die dritte war. Dieſe Zunft aber ſchlug, was ihr gebührte, großmüthig aus, und überließ ihren Antheil den übrigen Zünften, und behielt nichts als GOtt ihren Herrn zu ihrem Erbe, dem ſie ſich ganz zu ſeinem heiligen Dienſte gewiedmet. Wie? Ließ aber GOtt die Leviten wegen ihrer Großmuth, und wegen ihrem himmliſchen Amte wohl leer ausgehen? Nichts weniger. Gleichwie Abraham hundertfältige Vergeltung erhielt, ſo erhielt auch die Zunft Levi hundertfache Belohnung, die ſchönſten Güter und Gründe, und die reichlichſten Einkünfte, worum ſie ſich nicht beſtreben dörften. Aber von dieſem werde ich beßer unten genauer und deutlicher reden, wo ich von den Reichthümern der jüdiſchen Prieſter handeln werde, im 2ten Theile, Num. 172 u. d. ü.

Daß auch in unſern Zeiten die wahren Prieſter des Herrn, und Diener des Evangeliums hundertfältig empfangen, ſehen wir alle mit unſern Augen. Die Herren Naturaliſten zählten dieſes gewiß verſchiedenen Zufällen bey, und die politiſche Welt ſchrieb es der Dummheit des Adels, der Regenten, und aller Chriſten zu, wenn wir nicht vorlängſt die Weiſſagung, und das Verſprechen Chriſti davon erhalten hätten.

Das aber iſt richtig, daß die Geiſtlichkeit ſo vieles, als der Herr verſprochen, und die Glaubigen gaben, nicht ohne Verdruß und Bitterkeit genieſſen können.

Man könnte ſich zwar hierüber befremden, die Prieſter könnten klagen, und beſtürzt werden.

Allein dieß dient zu einem vollkommenen Troſt, daß ſchon der Herr JEſus Chriſtus, als der höchſte Prieſter nicht nur alle Bitterkeiten ſelbſt übertragen, ſondern auch einen Theil davon ſeiner Geiſtlichkeit, als ein köſtliches Geſchenk, ein vortreſliches Erbtheil vermacht hatte.

Was er ausgeſtanden wiſſen wir Chriſten ſattſam. Er konnte den Seinigen nie recht thun. Er mochte faſten oder eſſen, ſchweigen oder predigen. Er mochte die Todten erwecken, die Kranken heilen, die Beſeſſenen vom Teufel befreyen. Nichts war ihnen recht. Bald hieß er raſend, Marc. am 3 Kap. 21 V. Bald von dem Belzebub beſeſſen, ebendaſ. 22 V. Bald ein Gottsläſterer, Johann. am 10 Kap. 36 Vers. Und bald ein Verführer des Volks, Matth. 27 Kap. 63 V. Mörder wurden ihm vorgezogen, Matth. am 27 Kap. 21 V. Endlich ward er, der Unſchuldige mit dem ſchimpflichſten Tode beſtraft, und an ein ſchmählliches Kreutz geheftet.

Ein gleiches ſagte auch JEſus zu ſeinen Jüngern, und deren Nachfolgern vor.

Ja er verſprach ihnen ſogar Betrübniß, Leiden, Schmach und Tod, als ein Erbtheil des Heilands, im 18 K. Luc. da JEſus denen, die alles um des Glaubens und des Evangeliums willen verließen, zeitliche und ewige Glückſeeligkeit verhieß, folget unverzüglich darauf: JEſus aber nahm die Zwölfe zu ſich, und ſprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinauf gegen Jeruſalem, und es wird alles vollzogen werden, was von des Menſchen Sohn durch die Propheten geſchrieben iſt. Denn er wird den Heiden überantwortet werden, und er wird verſpottet, und gegeiſelt, und verſpien werden: Und wenn ſie ihn gegeiſelt haben, ſo werden ſie ihn tödten, und er wird am dritten Tage wieder auferſtehen. Luc. am 16 Kap. 31 u.

Vers

f. Vers. Chriſtus ſagte dieſes gleich nach der hundertfältigen Vergeltung deßwegen, daß ſie dergleichen Wohlthaten des Herrn keineswegs ohne Bitterkeit und Verfolgung genießen zu können hoffen ſollten. War doch er ſelbſt nicht davon ausgenommen, der da alles geben und nehmen kann. Wurde er doch ſelbſt verfolgt, verſpien, gegeiſelt gekreuzigt. Wie? ſollen ſich nun ſeine Nachfolger dem Kreutze entziehen dürfen? Doch daß ſeine Jünger die Betrübniß und Kleinmüthigkeit nicht gänzlich dahin reiſſen möchte, ſetzte er zum Beſchluße einen Troſt von ſeiner Auferſtehung bey, welche die vorhergehenden Leiden nicht würden verhindern können.

Zwar die Apoſtel **verſtunden damal keines von dieſen Dingen, und das Wort war vor ihnen verborgen, und ſie begriffens nicht, was da geſagt ward.** Luc. am 18 Kap. 34 V. Aber nicht lange darnach verſtunden ſie alles ſattſam, und erfuhren die Erfüllung des Verſprechens JEſu ſowohl was die Reichthümer, als was die Plagen und Unbilden betraf.

Beym heil. Marcus findet man aufs deutlichſte dieſe troſtvolle **Verheißung der Verfolgungen** am 10 Kap. 29 V. heißt es: **JEſus antwortete und ſprach: Wahrlich ich ſage euch: Es iſt keiner, der Haus oder Bruder, oder Schweſter, oder Vater, oder Mutter, oder Kinder, oder Aecker um meinetwillen, und um des Evangelii willen verlaſſen wird, der nicht hundertmal ſoviel, auch in dieſer Zeit wiederum bekommen werde, nämlich Häuſer und Brüder, und Schweſter, und Mutter, und Kinder, und Aecker, doch mit Verfolgung auch in der zukünftigen Welt das ewige Leben.** Hundertfältig wird hier in Allem, auch in Aeckern und Gütern verſprochen, aber zugleich auch hundertfältige **Verfolgung**: Nach allen Verfolgungen aber, nachdem ſie genug werden gelitten haben,

iſt

iſt ihnen das ewige Leben, eine glückſelige Auferſtehung bereitet.

Die Chriſten erfüllen genau die beyden Punkten der göttlichen Verheißung. Einige überhäufen die Prieſter des Herrn mit den reichlichſten Geſchenken, andere überhäufen ſie mit Schmach, Plagen und Beſchimpfungen. Wenn nun die Diener JEſu auf beyden Seiten ihrer Pflicht nachleben, ſo wird ſie auch der göttliche Sohn hier zwar unter allen Verfolgungen ſtandhaft und aufrecht erhalten, dort aber nach einer frölichen Auferſtehung mit der Krone der ewigen Seligkeit belohnen, und ſie neben ſich als Richter der Welt am groſſen Gerichtstage ſetzen, wo alle, die ihnen Guts gethan, und die ſie verfolget, Rechenſchaft geben müſſen. Matth. 19 Kap. 28 Vers. Und dieſes ſoll bisher genug ſeyn als eine Antwort auf den Einwurf, daß die heutigen Prieſter den Apoſteln gleich kommen ſollen, und daß die Apoſtel weder Gold noch Silber, ja nicht einmal vorräthiges Brod gehabt hätten. Ich habe es gründlich bewieſen, daß dergleichen Einwürfe falſch ſind, daß der Herr der Apoſtel, ſo wie aller Menſchen, ganz was anders gewollt hat.

Man könnte auch den Einwendungen auf eine andere Art begegnen. Ich fürchte aber, daß ich nicht viel Ehre bey der politiſchen Welt damit einlegen würde. Wenn es wahr wäre, welches ich niemal zugebe, daß die erſten Prieſter, die Apoſtel nämlich, in der Armuth gelebet, ſo frage ich nur die Herren Staats- und Sittenverbeſſerer, warum ſie denn faſt ihre einzige Sorge auf die Geiſtlichkeit richten? Wenn ſie die Welt von der jetzigen Verderbniß heilen, und auf den alten Fuß ſtellen wollen, warum fangen ſie dann eben bey der Geiſtlichkeit ihre große Reformation an? Es ließ ſich darüber ſtreiten: ob ſie dieſes wohl aus einer ſonderheitlichen und vorzüglichen Liebe zur Geiſtlichkeit thun. Wir bitten indeſſen

nichts

nichts anders, als daß ſie dieſe Liebe, dieſen Eifer zuerſt an ſich ſelbſt zeigen möchten. Es iſt ja vernünftig, und es iſt das erſte, beym Hobbius aber vielmehr das einzige Geſetz des Naturrechtes, ſich ſelbſt zu lieben, und dieſer Liebe alles andere nachzuſetzen, oder gar außer Acht zu laſſen. Man vergleiche nur die alten Zeiten mit den neuern; man betrachte den erſten Adel der Deutſchen, und prüfe ihr Leben. Man prüfe die Aufführung der ältern Fürſten, und Staatsminiſter, der Bürger, der Soldaten, und des gemeinen Volkes. Welch eine weite Ausſicht? Wie könnte ich mich darinne aufhalten? Ich will es aber aus Ehrerbiethigkeit nicht thun. Denn ich bin nicht da Lehren und Verweiſe zu geben, ſondern die Läſterungen von uns abzuwenden. Ich verlange nun, und verlange ja, was billig und recht iſt; was aber billig und recht iſt, läßt ſich ſo leicht nicht abſchlagen. Ich verlange ſodann, daß die Beſchnarcher der Geiſtlichen eben die Billigkeit zu ihrem Maasſtabe brauchen. Gilt bey ihnen das Alterthum, und das Anſehen, oder gilt allein die vorgeſchützte bloße Vernunft? Wofern ſie auf das Alterthum und das Anſehen acht haben, und daſſelbe hochſchätzen; warum denn allein in den Sachen der Geiſtlichkeit? Warum will man es nur auf dieſe, und zwar ziemlich ungeſchickt anwenden? Iſt aber das Anſehen und Alterthum nicht werth, daß man darauf ſehe; warum weiſet man die Geiſtlichkeit nichts deſto weniger immer dahin an? Endlich wenn nur die Vernunft derjenigen wenigen Menſchen, die ſich Verbeſſerer nennen, den Ausſchlag in den Weltgeſchäften geben darf, ſo kömmt mir nichts wunderlicher vor, als daß die, welche für ſich, und für andere genug neue Urſachen zu finden wiſſen, ihre ungewöhnliche Lebensart darauf zu gründen, daß dieſe, ſage ich, nur bey der Geiſtlichkeit nichts neues aushecken können, und ſchlechterdiugs zu dem Alterthum, zum übelverſtandenen, und ausgelegten Alterthum ihre Zuflucht nehmen müſſen. Ihr Gehirn iſt immer voller neuen Anſchlägen, nur da nicht. Ich behaupte nochmal, daß mir dergleichen

wunderlich vorkomme, und daß ich es mit meinen blöden kurzſichtigen Augen keineswegs einſehe.

Wenn alle die, ſo den Alten ungleich ſind, müßten beraubet werden: würde der Welt gewiß eine wichtige und ſeltene Veränderung bevorſtehen. Große Veränderungen ſchaden aber insgemein dem Staate. Folglich iſt der Rath von dergleichen Beraubungen ſchädlich, oder wenigſt ſehr gefährlich.

Wenn letztlich einige aus den unkatholiſchen Staatslehrern dieſen Einwurf von der vom Gelde leeren Taſche auf unſere katholiſche Geiſtlichkeit anwenden wollen, ſo verlange ich, daß es mir erlaubt ſey eine einzige Frage an ſie zu ſtellen. Warum giebt man in Dännemark den Geiſtlichen, welche zu Bekehrung der Heyden nach Tranquebar geſchickt werden, nicht nur allein vieles Geld mit, ſondern ſchickt ihnen auch ein jährliches nach, und ſtellt ſogar in den lutheriſchen Kirchen gewiſſe Einſammlungen oder Colleckten für ſie an? Sind denn dieſe den Apoſteln gleich? Geſetzt aber auch, daß ſie ihnen in Allem gleich wären: was zwang aber den Herrn Ziegenbalk, den frommen Urheber dieſer Mißion, nach vielen Jahren Dännemark wieder zu beſuchen, und nicht nur ein von fleiſchlicher Liebe entzündetes Herz, ſondern ſogar ein ihm vermähltes Mädchen nach Indien zurück zu führen? Hatte er wohl aus apoſtoliſchem Eifer dieſes zu Bekehrung der Völker ſo nöthige Werkzeug abgeholet? Oder reiſen vielleicht die däniſchen Miſſionarien auf Bevölkerung der Länder aus, welche ohne dergleichen weiblichen Vorrath öde bleiben würden.

Hier höre ich die Einwendung, daß die Geiſtlichkeit zu koſtbar, zu prächtig lebe, und ſchmauſe.

1ſtens antworte ich: Wir laſſen es gelten, daß dieſer Einwurf gegründet ſey. Wie ſchadet aber dadurch die Geiſtlichkeit dem Staate, dem Könige? Einem Fürſten trägt das prächtige Leben ſeiner Bürger gewiß nicht wenig in Steuren, Aufſchlag und Accis ein. Schadet vieleicht die Pracht der Geiſtlichkeit den Bürgern? Allein vielen Bürgern und Handwerkern ſchafft es deſto mehr Nutzen; je koſtbarer ſich die Geiſtlichkeit ſehen läßt. Und wie ſollte die Pracht, die Ueppigkeit einem gemeinen Weſen nachtheilig ſeyn können. Da uns Mandewil ein engländiſcher Arzt mathematiſch bewieſen, daß die Laſter einen Staat blühend und glückſelig zu machen eben ſo nöthig ſind, als der Hunger nöthig iſt, uns zum Genuße der Speiſen zu reitzen. Ich will das Buch nicht einmal nennen, und wünſche, daß es ewig vergeſſen, und verborgen bleiben möge.

2tens iſt es wiederum ſehr wunderlich, daß die Geiſtlichen allzeit gefährlich ſind. Sie ſchaden, wenn ſie eſſen; ſie ſchaden, wenn ſie hungern; ſie ſchaden, wenn ſie ſparen; ſie ſchaden, wenn ſie das ihrige verſchenken. Es muß noch viel ſeyn, wenn nicht auch ſelbſt ihr Athem ſchadet.

3tens. Was aber noch wunderlicher iſt, iſt dieſes, daß bloß die Pracht der Geiſtlichen, nicht auch die Pracht der Fürſten, des Adels, der Bürger u. ſ. w. ſchädlich iſt, Die Koſtbarkeit der prieſterlichen Lebensart wird für die alleinige Peſt des gemeinen Weſens gehalten.

4tens. Wenn man die Sache recht beym Lichte beſchaut: ſo nehmen andere mehr Theil an der Pracht der Geiſtlichkeit, als dieſe an der Pracht der Lajen. Was klagt man alſo? Geſetzt auch, daß die Prieſter und Lajen in dieſem Stücke gleich ſind, was klagt man? Weder einer, noch der andere Theil iſt mehr ſchuldig, wenn beyde gleich prächtig leben.

Folglich muß entweder über beyde geklagt werden, oder man muß ſchweigen. Die Apoſtel, da ſie ohne Geld, ohne Taſchen, ohne Brod geſchickt kamen, wurden von den Glaubigen erhalten, ſie aber erhielten Niemanden. Unſere heutigen Prieſter werden zwar nicht minder ernähret, welches ſie ſehr wohl erkennen, und deßwegen die Sünden des Volkes tragen. Sie ernähren aber auch zugleich eine Menge Menſchen ſehr reichlich, und ernähren ſie von ihren Mitteln, die ſie entweder in Käſten verwahren, oder andern Gebrauch davon machen könnten.

5tens. Die Klagen über die Pracht der Geiſtlichkeit ſind ſehr unbeſtimmt. Einige beſchweren ſich über den Ueberfluß und die Verſchwendung. Andere verachten die Unſauberkeit. Dieſe letztere, wenn ſie ſich an den Tafeln der Geiſtlichen reichlich mäſten, ſind nichts weniger als erkenntlich. Bald iſt die Bedienung zu ſchlecht; bald das Brod zu ſchwer; bald ſind die Brühen zu abgeſchmackt. Der Wein iſt ſauer: alles hat einen widrigen Geruch: der Speiſen werden zu wenig aufgeſetzt: die Tafelordnung iſt altfränkiſch und eckelhaft. Jene, nachdem ſie ſich wohl angefüllet, ſchmähen die Pracht, die Ueppigkeit der Pfaffen. Ganze Heerden von Vieh heißt es, werden für eine einzige Mahlzeit geſchlachtet: Alle Gattungen von Fiſchen und Vögeln werden hergeſetzt, womit ſie ihre Leckermäuler befriedigen können. Gewiß, ſagt einer, meine ganze Familie hätte drey Tage herrlich zu leben nur von dem, was bey ihrem Tiſche übrig geblieben war. Wie weit klüger würden beyde handeln, wenn ſie ſich zu den Tafeln der Geiſtlichen ohne Falſchheit, und aufrichtigem Gemüthe ſetzen, und mit Dankbarkeit hinweg giengen. Ohne Zweifel würden ſie dieſelben weit lieber als Gäſte bedienen, und ihnen alle Ehre erzeigen.

6tens. Wer wird nun mit dieſem allen, was hier auch angebracht worden, die Ueppigkeit, und den Ueberfluß, wenn je an einem Orte dergleichen herrſchen ſoll, beſonders vou der Geiſtlichkeit beweiſen können.

Zwölfte Unterſuchung.

Schaden die Einkünfte der Geiſtlichkeit dem gemeinen Weſen deßwegen, weil ſie nicht veräußert werden können?

Daß überhaupts einige Sachen, gewiſſe Grundſtücke, bewegliche und unbewegliche Güter nicht können veräusſert, oder andere abgetretten werden, iſt eine alte wohlhergebrachte Gewohnheit, ein gemeiner Schluß, und ein feſtes Geſetz der klügſten und geſitteſten Nationen. Zugleich iſt es eine ſehr gegründete Muthmaßung, oder vielmehr eine ausgemachte Gewißheit, daß dasjenige, was mehrere, weiſe, und geſittete Völker beſchloſſen, und genehm gehalten haben, dem gemeinen Weſen vollkommen zuträglich, nicht nachtheilig seyn müſſe. Folglich iſt auch die unveräußerliche Beſtändigkeit einiger Güter dem gemeinen Weſen nützlich und vortheilhaft.

Wer mir dieſe Muthmaßung, dieſe Präſumtion läugnen will, deſſen Meynung lege ich auf die eine Wagſchale, und auf die andere die Rathſchlüſſe der Griechen, Römer, Aegypter, Juden, und der übrigen Völkerſchaften. Dieſe Schale wird ein ſo ſtarkes Uebergewicht erhalten, daß ſie die Gedanken derer, die kaum geſtern gebohren worden, völlig hinauf reiſſen, und zum Geſpötte aller Menſchen ausſchlagen wird.

Wir fangen alſo bey dem Alterthume an, ohne uns einer Weitläufrigkeit ſchuldig zu machen. Das Land Chanaan ließ ſich von den Hebräern nicht veräußern, weil GOtt ſelbſt, der Herr über alle Länder, daſſelbe dem Abraham, und ſeiner Nachkommenſchaft verheiſſen, und ſeine Verheißung ſich ſo lange erſtreckte, bis der Erlöſer der Welt, der Meßias aus dem Stammen Abrahams, aus dem Hauſe Davids kommen, und gebohren werden ſollte. Dieſe Unveräußerlichkeit, wenn ich ſo undeutſch reden ſoll, war eine Stütze und feſte Saule des jüdiſchen gemeinen Weſens. Darauf gründete ſich das Teſtament Jakobs, welches er für ſeine Söhne gemacht hatte. Daher, und aus keiner andern Urſache verließ das Volk Iſrael Aegypten, und bezog nach abgeworfenem Joche der Dienſtbarkeit ſein gelobtes, ſein ihm verſprochenes Land, ſo ſehr ſich auch Pharao widerſetzte, ſo ſehr auch einige Neulinge darüber ſpotten und ſchmälen. Mit Rechte alſo, mit einem auf den Willen des Allerhöchſten ſich gegründenden Rechte bezwang Iſrael die Ammoniter und Chananäer. Dieſe von GOtt feſtgeſetzte Unveräußerlichkeit verhinderte gleichfalls, daß die Verjährung, die ſonſt bey allen Völkern giltig iſt, den Chananäern nicht zu Gute kommen, und ſie beſchützen konnte.

Da auf der Unveräußerlichkeit überhaupts der Grund des jüdiſchen Staats beruhete, ſo muß man ſich nicht verwundern, daß ſie auch bey allen Zünften ins beſondere beobachtet wurde. Der Strich Landes, der einmal einer Zunft eigen war, mußte gemäß einem allgemeinen Fundamentalgeſetze dabey verbleiben, und konnte auf keine Weiſe mehr, unter was immer für einem Titel einer andern zukommen. Die Sorgfalt für die Erhaltung dieſer Unveräußerlichkeit war ſo groß, daß ihr ſogar die ſonſt gewöhnlichen ehelichen Satzungen weichen mußten. Es ward den Iſraeliten erlaubt, die nächſtverwandten Wittwen und Blutsfreunde zu heurathen, nur daß die Nachfolge, und die erblichen Rechte niemal erlöſchen möchten.

Wiederum lieſſen ſich die Güter, Vorwerke und Gründe des Prieſterthums niemal veräußern, und ſo ſie auch jezuweilen wirklich (de facto) veräußert waren, mußten ſie, alsbald man es erfuhr, ohne Verzug dem Prieſterthume de jure et facto wieder heimgeſtellet werden. Levit. 25. Dieſes war das allgemeine Geſetz der Hebräer, welches ſeinen Urſprung von GOtt her hat. Daraus wir deutlich den ſchönen Urheber der Unveräußerlichkeit erkennen müſſen. GOtt kann ja niemal was ungerechtes und ſchädliches gebiethen. Es wäre zwar genug, den Willen des Höchſten ſelbſt von dieſer Sache angezeiget zu haben; wenn nicht unſere Gegner, darunter ſehr viele Lehrlinge des Wolf und Puffendorf ſind, mehr auf die menſchlichen als göttlichen Satzungen ſähen, es für abgeſchmackt hielten, ſich in Regierungsſachen auf den göttlichen Willen bewerfen.

Die Aegypter, ein ſehr weiſes, geſittetes Volk, die Aegypter, jene allgemeinen Lehrer aller Nationen, ſogar der Griechen, hielten die Güter ihrer Geiſtlichkeit für unveräußerlich, alſo zwar, daß ſie auch nicht einmal der König verkauſen darfte. Bey der groſſen Hungersnoth kamen alle Aegypter, und verkauften Aecker, und Häuſer, und Heerden, und all das Ihrige, ja ſich ſelbſt, und ihre Freyheit dem Könige für Brod; alles wurde leibeigen, ausgenommen der Prieſter Land, das ihnen vom Könige war eingeräumet; denen auch beſtimmte Speiſe aus den gemeinen Kornhäuſern iſt gehandreichet worden; deßwegen ſie nicht genothdrängt ihre Erbſchaften zu verkaufen. Geneſ. am 47 Kap. 22 V. Die äußerſte Nothwendigkeit leidet zwar kein Geſetz: die ägyptiſchen Prieſter hätten bey dieſen Umſtänden ihre Güter dem Könige verkaufen ſollen und müſſen. Aber er ſelbſt wollte ſie auch ungeachtet ſeiner Macht, und der dringenden Noth gleichwohl nicht veräußern. Er gab ihnen all ihren Unterhalt von dem Seinigen, damit nur die Unveräuſſer-

ſerlichkeit nicht verletzt würde. Was dachte wohl der König von dieſer Beſtändigkeit der geiſtlichen Güter? Daß ſie dem Reiche ſchade? Es war dem gemeinen Weſen die Veräußerung der Güter aller Bürger, und Unterthanen nützlich. Aber die Veräußerung deſſen, was den Prieſtern gehörte, hielt man dieſem Staate für ſchädlich, dieſem herrlichen Staate, deßen koſtbare, und der Zerſtörung trotzende Denkmäler noch heut zu Tage alle Menſchen in Erſtaunung ſetzen. Sollten wohl einige geſtern aufgeſtandene Witzlinge mehr Weisheit, mehr Einſicht in der Politik beſitzen, als der große Pharao, der große Joſeph, der Erlöſer Aegyptens beſeſſen? Gewiß unſere Herren Staatsgelehrten haben es noch niemal erweiſen können, daß ſie dieſe am Verſtande übertreffen. Das wiſſen wir eher, daß ſie vieles in dem gemeinen Weſen verdorben, und zu Grunde gerichtet, ſehr wenig genützet, oder gutes erhalten haben.

Daß ich aber nicht zweymal eben daſſelbe ſchreibe, ſo will ich hier von den Gewohnheiten, und Satzungen der Völker wegen der Geiſtlichkeit ſchweigen. Meine Leſer werden nachher, wann ich erzählen werde, wie es bey allen Nationen mit den Einkünften der Geiſtlichkeit gehalten wurde, ſehr vieles von der Unveräußerlichkeit der geiſtlichen Güter finden. Sieh von Brachmannen N. 246.

Wenn übrigens die beſtändige Erhaltung einiger Güter in eben dem Gebrauche, wozu ſie anfangs beſtimmet worden, dem gemeinen Weſen nichts ſchadet, ſondern vielmehr zum Beſten deſſelben eingeführet iſt, warum ſoll denn allein die Erhaltung der Güter der Geiſtlichkeit einem Lande Unheil zuwegen bringen? Alles iſt einem Staate nützlich; ſogar die Laſter dienen nach Mondewils Lehre den Staat blühend und glückſelig zu machen. Und gleichwohl muß dasjenige, was GOtt, und ſeinen Dienern gehört, allein den Untergang der Provinzen befördern. Ich ſehe wahrhaftig nicht ein, wie der-

dergleichen Afterſtaatiſten der chriſtliche Namen zukommen, oder in ihrem Herzen nur ein Funke einer wahren Erkenntniß GOttes herrſchen könne. Heiden und Barbaren, von denen wir läugnen, daß ſie GOtt erkennen, wenden und opfern alles, ja ſich ſelbſt zur Ehre ihrer eingebildeten Gottheiten auf. Die Chriſten, die ſich des Glaubens an einen und eben denſelben GOtt, der unſer Geſetz verkündigt, rühmen, dieſe Chriſten halten alles dasjenige für unnütz und verlohren, was dem höchſten zur Ehre, oder in dem Namen des Höchſten ſeinen Prieſtern nicht von ihnen, ſondern von andern gegeben wird.

Was einmal dem Fiſcus zukömmt, iſt auf ewig inalienabl, ob es auch ſchon von dem Schweiſe und der Verletzung der Unſchuldigen erpreßt worden, nicht zwar durch Fürſten und Groſſe, ſondern durch ihre geringſte Diener und Knechte. Gleichwol halten die Staatiſten den Fiſcus nicht für ſchädlich, ſondern für höchſt nützlich. Hingegen was dem Herrn und den Prieſtern im Namen des Herrn verliehen iſt, das iſt gefährlich, das ſchadet dem gemeinen Weſen, obwolen es nicht von Verletzung, und unbilligen Erpreſſungen herkömmt, ſondern vielmehr zur Abwendung derſelben, oder zur Abbittung für alle Beleidigungen gegeben worden. Die Güter der Geiſtlichkeit ſchaden alſo nicht darum, daß ſie unveräußerlich ſind, (denn dieß iſt auch der Fiſcus) ſondern weil ſie der Geiſtlichkeit gehören.

Allein, ſagen einige, auf ſolche Weiſe gründen ſich die Geiſtlichen auf ein unbilliges Recht. Sie können immer annehmen, niemal hinaus geben.

Fürs erſte ſage ich: Iſt dieſes Recht bey dem Fiſcus, und andern Dingen der Republik nicht unbillig: warum denn eben bey der Geiſtlichkeit? Darüber verlange ich eine Erklärung.

Zweytens frage ich: Ob es nicht unbillig ſey, für das Heil der Republik viele tauſend Menſchen dem unausbleiblichen Untergange im Kriege auszuſetzen? Iſt nun dieſes nicht unbillig, wie es in der That nicht iſt, ſo erwäge man nur dieſes, was hier das gemeine Weſen verliehret, einen großen lebendigen Theil der Republik, der auf ewig von dem ganzen Staate abgetrennet bleiben, und auf keine Weiſe mehr zurück kommen, und dem Staate nützlich ſeyn kann. Ich wiederhole es nochmal: Iſt dieſes billig, ſo muß es auch billig ſeyn, daß ein todter Theil, das iſt, ein Theil der Einkünften und Güter nicht zwar gänzlich verlohren gehe, ſondern nur beyſeits geſetzt, und zu gewiſſen Sachen (als da ſind die Unterhaltung des Gottesdienſts, die Verpflegung der Prieſter, die für das Heil der Seelen wachen) ganz allein beſtimmet bleibe, und davon nicht mehr abgezogen werden könne. Obſchon eben deßwegen dergleichen Güter dem gemeinen Weſen mehr dienlich ſind, demſelben beſtändig verbleiben, und weit beßer als ſonſt gewartet, gepfleget, und für das gemeine Beſte genützet werden, wie ich bald zeigen werde, daß es mit den geiſtlichen Mitteln der Katholiſchen geſchieht. In der That iſt es erlaubt, heilig und löblich, daß einige Sachen gänzlich außer allen Gebrauch wegen GOtt geſetzet werden: ſo, wie es löblich iſt, Thiere, und Früchte, die man genieſſen könnte, zu verbrennen, um die Macht und die Oberherrſchaft des Schöpfers über alle Creaturen anzuzeigen. Fromme Leute laſſen Oel, Wachs, Weyhrauch und vieles dergleichen allein zur Ehre GOttes, und in keiner andern zum gemeinen Beſten dienlichen Abſicht verrauchen. Gleichwol gereichet ſolches nicht zum Nachtheil des Landes. Wieviel wird nicht auch blos wegen der Eitelkeit und der Pracht von reichen Leuten muthwillig verſchwendet? Wenn daher das menſchliche Anſehen und die Herrlichkeit zu zeigen ganze Schätze zernichtet werden dürfen, warum ſoll man nicht gleichfalls wegen der Ehre GOttes eben das thun können?

Drit-

Drittens. Habe ich ſchon oben geſagt, daß es nicht wahr ſey, daß die Güter der Geiſtlichen auf gar keine Weiſe dem Lande zu ſtatten kommen, daß die Geiſtlichen nur einnehmen, nicht wiedergeben. Sie geben, ja ſie verlieren ſogar vieles, was ſie undankbaren, oder das Gegebene übel anwendenden Leuten reichen. Und auch da richten die Prieſter nichts zu Grunde, ſondern es thun es die, ſo undankbar ſind, und böſen Gebrauch von der Geiſtlichen Güte machen.

Indeſſen ſagt ein Staatiſt, iſt es doch nicht recht, daß von dem Adel und den übrigen Gliedern des Staats die Güter zu den Geiſtlichen, keineswegs aber von dieſen zu jenen übergehen können. Daher wurde das Amortizationsgeſetz mit Grunde eingeführet, welches verbiethet, daß ihnen weder etwas käuflich, noch erblich übermacht werden dürfe.

Die erſte Antwort. Geſetzt, daß es auch ſo ſey, daß die adelichen Güter geiſtliche, die geiſtliche aber nicht adeliche Güter werden könnten: ſo ſind doch beyde hieraus zuziehende Folgerungen höchſt falſch. Man mag entweder auf eine Ungerechtigkeit, oder auf den Schaden der Republik ſchlieſſen. Kömmt man mit der Ungerechtigkeit, ſo iſt die Unveräußerlichkeit auch anderwärts unrecht. Denn dieſes, daß Menſchen Geiſtliche ſind, iſt hieher materiell, ja wohl nicht materiell, wenn man ſich in Anſehen der Prieſter auf GOtt beziehet: denn da iſt dieſe Beziehung die formale Urſache, warum die Völker nur den geiſtlichen Beſitzungen, nicht auch den Adelichen eine ſolche Inalienabilität zugeſtanden haben. Kömmt man aber auf den Schaden der Republik zu ſprechen, ſo müſſen die Beweisgründe wegen dem Fiſcus und andern dergleichen Sachen aufgelöſet werden. Die Türken ſchlieſſen anderſt. Bey ihnen gehört alles zum Fiſcus, und iſt daher unveräußerlich. Schadet dieſes dem gemeinen Weſen? Man frage darum nicht mich, ſondern die Türken. Vielleicht giebt es auch einige, die da behaupten, daß ſogar

in einem freyen chriſtlichen Saate alles, was die Bürger beſitzen, zum Fiſcus des Regenten gehöre, alſo zwar, daß der Fürſt nichts wahrhaft veräußern könne, ſondern was er einem giebt, nach Belieben wiederum zurück fordern därfe. Wer dieſes Syſtem annimmt, der ſetzt ſich ſelbſt das Meſſer an die Kehle. Denn ſo iſt die Unveräußerlichkeit nach deſſen Geſtändniſſe nicht nur höchſt billig, ſondern auch dem Staate höchſt nützlich, nachdem man eiumal den Fiſcus für das gemeine Weſen hält.

Ich zeige aber nunmehr, daß der Einwurf falſch ſey. Kein einziger Staatskluger lebt unter uns, der nicht wiſſen ſollte, wieviele herrliche Güter in allen katholiſchen Ländern Europens der hohe, mittlere und mindere Adel beſitze, die er als Lehen von Biſchöfen, Prälaten, und ganzen Stiftern erhalten hat. Man leſe Schannats Curiam feudalem fuldenſem, Hrn Falkenſteins Codicem diplomaticum, Lunigs Spicilegium eccleſiaſticum, die freyſingiſche Geſchichte des P. Meichelbecks, und andere Urkunden, und Hiſtorien. Hier wird man ſehr vieles antreffen, was zu dieſer Probe gehört, und es iſt gewiß, daß gleichwohl ein mehrers noch übrig ſey. Schlage man die Lehenbücher der Klöſter, der geiſtlichen Fürſten auf. Gebe man Achtung, wenn ein geiſtlicher Fürſt ſtirbt, wie viele, und wie große Leute zuſammen kommen, ſich von dem nachfolgenden Fürſten aufs neue inveſtiren zu laſſen. Gewiß iſts, daß die geiſtlichen Fürſten dem Adel mehr Güter verliehen, als ſie von jenem jemal erhalten könnten. Wie kann man aber denjenigen, der andern mehr von deme, was er erlangt, giebt, als er für ſich behält? Wie kann man den der Ungerechtigkeit beſchuldigen, als wollte er nur immer nehmen, niemal geben?

Letztens muß man nicht ſo ſchlechterdings behaupten, daß die geiſtlichen Güter in keinem Falle veräußerlich ſind.

Sie können, und dürfen zwar nicht verkauft, entzogen, und auf eine unbillige Weiſe veräußert werden. Wenn ein Prälat aus Nachläßigkeit, Uebermuth, oder Verſchwendung, oder auf andere tadelhafte Wege die Gründe, und angehörigen Sachen ſeines Kloſters durchjagen, und verlieren ſollte; was iſt klüger, und der Gerechtigkeit gemäßer? Daß man ihm nachſehe, oder daß man dieſem Unheil ſich entgegen ſetze, und was ſchon geſchehen, wiederum umſtoße? So wenig ein Fiſcal befugt iſt, etwas, das dem Landesherrn eigenthümlich zugehört, zu verkaufen; eben ſo wenig darf auch ein Abt, oder ein anderer die Gerechtſamen und Güter ſeines Convents, die GOtt, und deſſen Dienſte gewiedmeten Sachen verſchwenden.

Wann aber die hohe Nothwendigkeit die Kirch, oder das Kloſter ſelbſt, oder das ſämtliche Land bedränget, dann iſt es erlaubt, was immer zu veräußern, doch mit vieler Behutſamkeit. Es muß eine wahre, und ſo zu ſagen äußerſte Nothwendigkeit vorhanden ſeyn, und der Gebrauch der veräußerten Dinge gebilliget werden können. Daß man darinnen ſicherer gehen könne, ſo iſt durch verſchiedene Grundſätze ausgemacht, 1ſtens, daß die Vorſteher und Prieſter einer ſolchen Kirche, oder das Kapitel in die Hinnehmung und Verkaufung einwillige. 2tens, daß der Fürſt der Herr der Güter wie des Landes ſey. Letztens endlich, daß die Erlaubniß des Papſtes darüber aufgewieſen werden könne.

Daß neben dieſem auch noch auf andere Wege ein Nutzen aus den geiſtlichen Gütern Fürſten, Adelichen u. ſ. w. zu gute kommen möge, läßt jede Kirche, jede Geiſtlichkeit von Herzen gerne zu, als nämlich durch emphyteoſes precarias, infeudationes feudorum antiquorum, und durch verſchiedene nicht unziemliche Geſchenke. Es iſt offenbar und bekannt, wie freygebig ſich in dergleichen Fällen die Geiſtlichkeit jeder-

derzeit erzeigt habe, und noch erzeige, welches wir ſchon oben geſehen.

Dreyzehende Unterſuchung.

Schadet es dem gemeinen Weſen, daß die Güter der Geiſtlichkeit der Herrſchaft, und dem Gutachten des Papſtes und der heiligen Kanonen unterworfen ſind?

Dieſes bejahen alle Irrglaubige mit vereinter Stimme, und mit ihnen auch etliche durch ſie verführte katholiſche Staatiſten. Was? dem Papſte, einem ausländiſchen Prieſter ſoll es zuſtehen über unſere innländiſche Güter und Gründe zu verordnen? Wohin geräth das gemeine Weſen? Wohin die Unabhängigkeit? Das Land geht zu Grunde wenn wir dieſes gelten laſſen. Hieraus entſpringt der abentheurliche Staat im Staate.

Von den Klügeleyen, und Spitzfindigkeiten des Hrn Puffendorf, der dergleichen Klagen mit vielem Lärmen führt, haben wir ſchon in der *Larva Juris naturæ detracta* kürzlich gehandelt. Wir haben auch das eitle Schreckbild des Staates im Staate klar aufgedeckt, da wir geſehen, daß der Staat im Staate eben keine abentheurliche und unmögliche Sache ſey, ſondern daß es einen ſolchen wirklich gegeben, noch giebt, und noch ferners geben wird, daß er ſogar nothwendig ſey, und wir dermalen ohne deme nicht beſtehen könnten, wenn wir uns nicht wieder in den alten wilden Stand, wenn je jemals dergleichen war, begeben, und in der Wüſte leben wollten.

Judenland war ein gemeines Weſen. Da hatte der hohe Prieſter eine Obergewalt, welche völlig von der Obergewalt des Reiches abgeſchieden war. Sie erſtreckte ſich auf alles Geiſtliche, auch über die Gründe und den Zehend der Prieſter und Leviten. Folglich macht der Staat im Staate keine Verwirrung, ſondern iſt ein weſentliches Stück des gemeinen Weſens. Als das Reich zerriſſen wurde, und in zwey Königreichen beſtund, blieb der hohe Prieſter in Jeruſalem in dem Reiche Juda, übte aber gleichwol ſeine Herrſchaft auch über diejenigen Prieſter und Leviten aus, die unter den abgeriſſenen zehen Stämmen des Hauſes Iſrael waren. Die Staatiſten in Iſrael ſagten nicht, der Staat im Staate iſt ein Ungeheuer, und die Obergewalt **eines auswärtigen Prieſters** gereicht dem gemeinen Weſen zum Nachtheil.

Zwar einige Könige in Iſrael erbauten den Götzen Altäre in der Höhe, und es ſcheinet, daß ſie Jeruſalem, und den Tempel, und Prieſter, als ausländiſch verachteten. Aber was kam da Gutes heraus für die zehen Stämme, ich will nicht ſagen, für die ſämmtlichen Hebräer? **Wegen dieſen erbauten Altären**, und wegen dem verachteten Prieſterthum und Tempel zu Jeruſalem wurden erſtlich die zehen Stämme mit ihren Königen in die Gefangenſchaft geführet. Nachgehends wurden auch die übrigen zween Stämme natürlicher Weiſe mit in den Untergang verwickelt, und das ganze gemeine Weſen ward zernichtet. So nutzlich iſt der puffendorfiſche Rath von der Verachtung eines ausländiſchen Prieſters, das iſt, des Papſtes. So ſchön betrift das eitle Schrecken **von dem Staat im Staate** ſogar auch jene Staaten, die von GOtt ſelbſt errichtet ſind, mit dem äußerſten Unheil. Die zehen Stämme, oder ihre Könige würden nicht Spott, Gefangenſchaft und Ketten erfahren haben, wenn ſie keine Puffendorfianer geweſen wären, den ausländiſchen Prieſter nicht verworfen, und ſchändliche Altäre erbauet hätten. Nun aber

da

da ſie gethan, was Puffendorf, den auch die Erfahrung nicht witzigte, rathet, da ſie ihre Republik unabhängig wiſſen wollten, verloren ſie das Reich, die Freyheit, und das ganze gemeine Weſen. Das ganze Volk, das den Königen gefolget, war auch mit ihnen verloren. Man kann hier wohl mit dem Poeten ſagen:

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Uebrigens iſt der Stand (Status) eine gewiße Beſchaffenheit des Lebens. Der natürliche Stand iſt jene Beſchaffenheit des Lebens, die dem Menſchen ſchon von der Geburt und dem Urſprunge eigen iſt. Der hypothetiſche Stand iſt eine Beſchaffenheit, welche von einer eignen oder fremden That herrühret. Z. B. Wenn ein von Natur freyer Menſch entweder gefangen genommen wird, oder ſich ſelbſt in eines andern Geſellſchaft begiebt. Die hypothetiſchen Stände ſind unterſchiedlich. Der geſellſchaftliche ökonomiſche, da man gemeiniſchaftlich ehelich, oder auch unehlich, wie in Klöſtern, Verſammlungen, und vor Alters in den Schulen der Propheten lebet. Der Status Socialis compoſitus iſt das gemeine Weſen, die Republik, (Civitas) und beſteht aus mehr gemeinſchaftlich lebenden Familien. Socialis decompoſitus Status iſt ein Syſtem gewißer vereinigter Städten oder Völker, wie z. B. die holländiſche, ſchweitzeriſche Republiken, das ſammtliche römiſche, deutſche Reich. Der größte ſolcher Staatiſten iſt die katholiſche Kirche, welcher ſehr viele Länder beygeſellet ſind, und die mit ihrem geiſtlichen Regimente (Hierarchia) die heilige wahre Religion beſchützet.

Wer nun aus einem vorigen Stande zu einen andern übergeht, verlieret den vorigen Stand nicht, ſondern ſchränket ihn nur einigermaſſen ein, vollbringet und vermehret ihn in etwas. Alſo, wer von dem natürlichen Stande in den

häus-

häuslichen oder ökonomiſchen Stand ſich verfüget, der umſchränket ſeine Freyheit, geht gewiſſe Pflichten gegen ſeine Frau, oder diejenigen, die mit ihm verbunden ſind, ein, dazu er vorhin nicht gehalten geweſen: er erlangt aber auch die Hilfe der Verbundenen, die er zuvor entrathen mußte. Dadurch verliert er nicht ganz ſeinen natürlichen Stand, und die demſelben anhangende Rechte und Schuldigkeiten, ſondern mäßigt ihn nur in etwas. Wiederum kömmt hier nicht der ökonomiſche Stand unter dem natürlichen zu ſtehen, ſondern dieſer unter jenem. Es iſt alſo zwar ein Stand im Stande, aber nicht der ökonomiſche im natürlichen, ſondern umgekehrt. Folglich, wenn verſchiedene Reiche und Staaten zu der katholiſchen Kirche tretten, entſteht daraus ein neuer Staat, nicht aber, daß die Kirche einen Staat in dergleichen Ländern, ſondern daß die Länder einen Staat in der Kirche vorſtellen. Mithin giebt es zwar einen Staat im Staate, aber einen ſolchen, der von dem Hirngeſpenſte des Hrn Puffendorf, womit er die Leute erſchrecken will, himmelweit unterſchieden iſt. Herr Puffendorf erſchreckt die Klugen gewiß nicht. Dieſes habe ich aber ſchon anderwärts beßer erklärt.

Alles macht zur gegenwärtigen Sache nichts. Es mag den Proteſtanten mit einigen von ihnen abgerichteten Staatiſten die Gewalt des Papſtes recht ſeyn oder nicht: ſie mögen entweder den Staat im Staate erdichten, oder er mag vielleicht vorhanden ſeyn, das thut alles nichts. Hier iſt die Rede von dem Schaden der Republik, den man aus dem Zuſtande der Sache ſelbſt, nicht aus dem Haße der Feinde, oder aus ihren eingebildeten Begriffen zu beurtheilen hat. Aus der Sache ſelbſt alſo will ich zeigen, daß die päpſtliche Gewalt über die geiſtlichen Güter dem gemeinen Weſen auf keine Weiſe ſchade, wie man ſie auch auslegen mag.

Denn entweder zielt die Gewalt des Papſtes auf die unverletzliche Erhaltung der geiſtlichen Güter ab, oder ſie trach-

tet dahin, daß eben dieſe Güter von der Kirche, und Geiſtlichen hinweggenommen, und in die Hände, und zum Gebrauch der Weltlichen übergeben werden.

Wenn die Gewalt des Papſtes das betreibet, daß die geiſtlichen Güter unverletzt erhalten werden, ſo wirkt ſie ja das aus, was dieſe Güter in der Republik können zuwegen bringen. Die Güter können aber in dem Staate keinen Schaden zuwegen bringen, wenn ſie gut erhalten, und zu jenem geziemenden Gebrauche angewendet werden, welchen die Päpſte und Concilien vorgeſchrieben haben. Denn dieſes werden wir in dieſer ganzen Abhandlung zu beweiſen trachten. Vielmehr nützen die ſolchergeſtalten erhaltenen geiſtlichen Güter dem gemeinen Weſen nur gar vieles. Daher kann nicht einmal die päpſtliche Gewalt ſchaden, wenn ſie das bewirket, daß dergleichen den Ländern ſo nützliche Güter in gutem Stande verbleiben.

Suchte hingegen die päpſtliche Gewalt dieſes ins Werk zu ſtellen, daß die geiſtlichen Güter ohne Unterſchied in die weltlichen Hände kommen ſollten, ſo könnten ja die Staatiſten nach ihrem Lehrgebäude noch weniger den Papſt für ſchädlich halten. Sie ſagen ja, daß es nützlich wäre, wenn die geiſtlichen Güter hinweg genommen und vertheilet würden.

Eben das bleibt auch feſtgeſetzt, wenn nicht von den Gütern ſelbſt, ſondern von deren Nutznießung, und Einkünften die Rede iſt.

Wie oft, und mit was großen Geldſummen ließ der Papſt von der Geiſtlichkeit den Fürſten zu Hülfe eilen, die da entweder mit Abwendung und Beſtreittung der Türken, oder mit Beſchützung der katholiſchen Lehre wider die Ketzer, oder aber mit Linderung allgemeiner Nöthen und Unglücksfällen beſchäftiget waren? Ich bringe keine unbekannten Dinge vor, obſchon die Geiſtlichen ſelbſt eben keinen großen Lärm aus dergleichen Sachen machen. Ich nenne und über-

zäh-

zähle die Länder und Provinzen nicht, die dieſes erfahren, damit man nicht denken möge, ich wollte ihnen dasjenige verweiſen, was die Prieſter gern und ohne Widderrede zu frommen und rechtmäßigen Gebrauch hergeben, wenn es der Papſt befihlt.

Ich ſagte aber, zu rechtmäßigem Gebrauch. Wenn im Gegentheile die Prieſter ſehen (und ſie ſind gewiß nicht blind) daß die Gelder, die zur Ehre GOttes, zu ihrer Belohnung, und zum Dienſte der Armen gehören, und beſtimmet ſind, daß dieſe Gelder von andern liederlich verſchwendet werden, was iſt es Wunder, wenn ſie ſich darüber im Stillen beklagen? Es klagen nicht nur ſie, ſondern auch das Volk und die Bürger, darum, daß ihr Schweis, den ſie gerne und mit Freuden um des Höchſten willen den Prieſtern hingegeben, nunmehr in andern Händen ſchändlich zu Grunde gehet. Die Armen ſchmerzt es, da ſie vorſehen, daß auf ſolche Weiſe der ihnen von geiſtlichen gereichte Unterhalt geſchmälert werden müſſe. Selbſt die Staatiſten ſollte es ſchmerzen, wenn ſie wahre Sorge für den Staat, und das gemeine Beſte trügen.

Man kann aber ſagen: Der Papſt mißbraucht ſeine Gewalt; folglich kann man ihm dieſe nicht weislich zugeſtehen.

1ſtens ſage ich: Jedermann kann ſeine habende Rechte misbrauchen, auch Könige, Adeliche, Bürger. Wiederum können ſie nicht nur ihre äußerliche Habſchaften und Rechte, ſondern auch ſelbſt ihre Leibes- und Seelenkräfte misbrauchen. Was folget hieraus? Kann man nicht weislich den Menſchen ihre Leiber und Seelen, den Kaufleuten Gelder, den Fürſten die Waffen zulaſſen, weil alle dieſe ihre ihnen gegebene Werkzeuge, ihre Glieder, ihren Verſtand und Willen misbrauchen können? Wenn wir dieſer Philoſophie benöthigt wären, ſo müßten wir alle aus dieſer Welt vielleicht nach dem Monde,

de, und Saturn reiſen, und wir müßten Herrn Wolfen bitten, daß er uns daſelbſt neue Länder und Gegenden auszeigen möchte, doch dieſes vorausgeſetzt, daß wir die neuerlangten Güter allda nicht misbrauchen könnten.

2tens. Es iſt nicht alles ſogleich ein Misbrauch, was die Staatiſten dafür halten, die auf ihr bißchen Gehirne weit mehr, als auf alle Traditionen unſrer Voraltern, und auf das Kirchenregiment bauen, und acht haben. Man weis entgegen, daß vieles, was die politiſche Welt bewilligt, in der That ein Misbrauch ſey, und nicht ſelten dem gemeinen Weſen zum Untergange gereichen, die ſie als nöthig angeſehen, und dazu gerathen haben. Das griechiſche Kaiſerthum verderbte, und zernichtete nichts ſo faſt, als der Ungehorſam gegen den Papſt. Gleichwol hielten die Griechen davor, daß ihr Staat gut ſtünde, wenn ſie vom Papſte unabhängig wären.

Vierzehente Unterſuchung.

Iſt das, was dem Prieſterthume gegeben wird, für die Republik verloren, und kömmt ſelbes in todte Hände? (manus mortuas.)

Wir wollen hier natürlich und aufrichtig reden, wie ſich die Sache verhält: obwolen ich glaube, daß ich bisher genug nach der Natur der Dinge geredet habe.

Vor allem müſſen wir ausmachen, was das heiße: Es geht etwas für die Repuplik verloren.

Schif-

Schiffe, welche durch Sturm und Unglück mit Gold, Silber und Lebensmitteln verſchlungen werden, kann man in der That für verloren anſehen.

Alſo giengen die pyrenäiſchen Wälder, welche ehemals verbrennt wurden, für Spanien zwar damals zu Grunde. Allein GOtt erhielt die Wurzeln, aus welchen neue Wälder hervorwuchſen, die bisher erkleckten.

Der Saame des Getreides, wenn ihn der Bauer mit der Erde bedeckt hat, ſtirbt, und gehet zu Grunde: man kann aus ihm kein Brod backen. Er iſt todt, ſagt Chriſtus: aber bald hernach erhebt er ſich, und wenn er nicht ſtürbe, könnte er ſich nicht erheben. Er erhebt ſich aber nicht allein, und nur ſich ſelbſt, ſondern er erſtehet mit groſſem Nutzen. Denn er bringt mehr hervor, als des Saamens war, nämlich hundertfältige Frucht. Er könnte nichts geben, wenn er nicht zuvor zu Gurunde gegangen wäre. Folglich iſt er in der That nicht zu Grunde gegangen.

Die Speiſen, die man genießet, gehen zu Grunde, und gehen durch den Abtritt hinweg, doch nicht ohne allen Vortheil. Man brauchet den Unflath in der Medicin, in Gärten und Feldern. Aber auch das Uebrige dieſer Speiſen iſt nicht verloren. Der beſte Theil wird in den Milch- oder Nahrungsſaft, dann in Blut, ferners in Fleiſch, Bein, Mark, u. ſ. w. verwandelt. Gewiß iſt das Getreid, daraus was ſo trefliches geworden nicht verloren, ſo wenig als das Gold verloren iſt, das man zu allerhand Kleinigkeiten und Vergüldungen verwendet.

Curtius der römiſche Ritter (wenn dieſe Geſchichte wahr iſt, und ich halte ſie für wahr) ſprang in den offenen Abgrund, und ward alſo für die Republik verloren. Aber da ſich die giftige Grube zuſchloß, da der garſtige anſteckende

Geruch Peſt und Tod unter dem Volke zu verbreiten aufhörte, da war Curtius nicht verloren, ſondern erhielt ſein Rom, und der Frucht ſeines Todes war die Erhaltung vieler tauſend Bürger.

Zehn, zwanzig, dreyßig tauſend Mann, welche im Felde erſchlagen liegen, gehen zu Grunde. Allein durch ihre Niederlage wird der Feind entfernet, oder aufgehalten, die übrigen gewinnen Zeit, ſich in Sicherheit zu ſetzen, und auf ihre ſtärkere Beſchützung denken zu können. Mithin gehen dieſe Leute für das gemeine Weſen nicht zu Grunde, ſondern erhalten durch ihren Fall die Ihrigen, und der Ihrigen Habſchaften.

Nur das alſo, was vom Meere, von der Erde verſchlungen wird, was das Feuer verzehret, was folglich zu Niemandes Gebrauche mehr dienlich iſt, das iſt für den Staat verloren.

Was aber ſo verloren gehet, daß die Reſte und Trümmer davon nützlich ſind, oder wenn was dahingehet, daß dadurch, was ſonſt verloren gegangen wäre, erhalten wird, dieſes iſt für den Staat nicht verloren. Man kann auch dieſes noch hinzu ſetzen, wenn anderſt Herr Puffendorf nicht laut dawider ſchreyet. Sachen, die durch das Feuer gänzlich, ohne im geringſten mehr nutzlich zu ſeyn, verbrennet werden, ſind doch nicht verloren, wenn ſie GOtt geopfert, und ſeine Oberherrſchaft anzuzeigen, von den Glaubigen hingegeben werden.

Die koſtbare und wohlriechende Salbe, womit Magdalena die Füſſe des Herrn beſtrichen, gieng nicht zu Grunde, und würde auch nicht zu Grunde gegangen ſeyn, obgleich Simon der Hausherr, und alle übrigen Gäſte den heftigſten Catarrh gehabt, und nichts vom Geruche hätten verſpüren können.

Jeder-

Jedermann, auch ſelbſt das Volk von Iroquois (nur die Gottesläugner ausgenommen) wird das nicht für unnütz halten, was dem Schöpfer zur Ehre vernichtet wird: und, wenn man auch keinen Nutzen, weder Speis, noch Trank, noch Kleidung, als einen Lohn dieſes Opfers weiters zu gewarten hätte.

Uebrigens kann und ſoll ein Menſch, der kein Gottesläugner iſt, ſondern glaubet, daß er allen Unterhalt, Mittel und Reichthümer, und Seel und Leib von GOtt habe, ein ſolcher Menſch kann und ſoll wegen ſeinem Nutzen nicht fordern, daß ihm der Höchſte für das verbrannte Opfer einen Erſatz nothwendig geben müſſe. Er ſoll auch nicht glauben, daß deßwegen ſein Opfer unnütz und verloren ſey, weil er nichts dafür erhält. Obſchon man gar nichts daraus ſich zu Guten kommen ſieht, ſo muß man doch das bedenken, daß man ein ſolches Opfer nicht von ſeinen eignen, ſondern von den von GOtt verliehenen Mitteln anſtellet. Und iſt nicht dieſes ſchon Nutzen genug, daß einem ſo viele noch übrige göttliche Gaben verbleiben? Man ſehe ein Beyſpiel. Der König giebt dir, mein Herr Staatiſt! der du ſehr arm wareſt, ein ſtattliches Gut, welches mehr dann 10000. fl. jährlich einträgt. Du genieſſeſt ſelbes zwanzig ganzer Jahre. Dann kömmt dir die Größe der Gutthat des Fürſten zu Sinne: du ſtelleſt deine Dankbarkeit zu zeigen, ein ſehr prächtiges Feuerwerk an: macheſt eine große Beleuchtung, und läſſeſt häufigen Wein ſpringen: davon das meiſte zernichtet, und auf die Erde hingegoſſen wird.

Wenn dir nun der König für dieſe deine aufgewandten Köſten nichts giebt, ſo nimm alle Politik von dir und von andern zuſammen, und frage, ob du alles dieſes unnütz und vergeblich, dir oder dem gemeinen Weſen zum Schaden verſchwendet habeſt?

Man

Man ſtelle jetzt nach dieſem Beyſpiele mit den von GOtt begüterten Menſchen eine Vergleichung an: Und gewiß das hieraus zu fällende Urtheil wird auch ſelbſt Hottentotten nicht, lächerlich und verwerflich ſcheinen.

Nach allem dieſen nunmehr fragt ſichs, ob die Reichthümer, welche wegen GOtt an die Kirchen, und an die Geiſtlichen kommen, verloren ſind.

Gewiß ſie würden auch alsdann nicht verloren ſeyn, wenn ſie zur Ehre des Höchſten im Feuer oder Waßer zu Grunde gegangen wären.

Sie würden nicht verloren ſeyn, wenn auch kein Menſch ferners davon leben könnte.

Und ſie würden nicht verloren ſeyn, wenn der Herr für ſolche Opfer nichts anders gäbe, wenn die Prieſter dergleichen Mittel für ſich gänzlich allein genöſſen, und keinem Menſchen nur einen Bißen Brod davon reichen ſollten.

Wie aber kann man ſie bey ſo beſtellter Sache für verloren halten, da die Geiſtlichen das Wenigſte davon genieſſen, das Meiſte zu anderer Unterhalt reichen, und ihnen ſelbſt das Brod vom Maule reiſſen, um neben den täglichen Freygebigkeiten auch das Ihrige zum allgemeinen Beſten beyzutragen?

Es paſſet ſehr ſchön auf einige ſo unbillige Staatiſten, was ein unkatholiſcher Schriftſteller, Alexander Roß ein Engelländer von den Chriſten in Anſehen der Heiden und Ungläubigen klaget.

Sein Buch ward in der engliſchen Sprache geſchrieben, dann in das Franzöſiſche unter dieſem Titel überſetzt:

Les

Les Religions du Monde. Man ſehe in der Vorrede Num. 3. In Ueberlegung aller Religionen kann ich wohl merken, daß die Kinder der Welt vom Geſchlechte aus klüger ſind, als die Kinder GOttes. Jene ſchlagen nichts ab, was ihnen immer von ihren Prieſtern und Weiſen anbefohlen wird. Sie verachten ihre Worte nicht, und nehmen alle Arbeit, alle Laſt über ſich. Es iſt kein Mittel, welches ſie unverſucht laſſen, um die ewige Glückſeligkeit zu erlangen, u. d. ü. Die Heiden hielten alles für gering, und zu wenig, was ſie immer zum Dienſte ihrer falſchen Gottheiten verwendeten. Uns aber dünkt alles zuviel, was dem Dienſte des wahren GOttes gewiedmet wird. Jene verehrten ihre Prieſter, und gehorchten ihnen. Wir verſchmähen die unſerigen, und leiſten ihnen nicht den mindeſten Gehorſam. Jene begiengen eine entſetzliche Menge von Feſttagen mit der größten Feyerlichkeit. Wir murren, wenn nur ein Tag dem wahren, und heiligen Gottesdienſte aufzuopfern kömmt. u. d. ü. So redet ein Engelländer.

Was werden doch die Barbarn und Türken denken, wenn ſie hören werden, daß man bey uns die Prieſter Chriſti um ihr Almoſen, und ihr Verdienſt beneide, und daß ihnen, was andere gegeben, von andern wieder entzogen werde, und das von Chriſten? Wenn dieſes im chriſtlichen Geſetze erlaubet iſt, werden ſie ſagen, ſo muß dieſe Religion eine Religion der Mörder und Räuber ſeyn. Wenn es aber nach der Lehre Chriſti nicht erlaubt iſt, ſo können diejenigen zuſehen, die einmal ſolche Begierden geheget, was ſie im Angeſichte des göttlichen Richters zu ihrer Vertheidigung werden vorbringen.

Wenn es ſich ereignen ſollte, daß die Türken das, was ſie auf die Geiſtlichkeit ihrer Religion verwenden, als ſchädlich

und verloren hielten, oder das, was ihre Prieſter vorlängſt erhalten haben, wieder zum Theil oder ganz nehmen würden, ſo ſagten wir alsdann gewiß, daß dieſe Religion blos in Abſicht auf das Zeitliche, nicht aber auf das Ewige eingerichtet ſey, daß ſie nicht verdiene, daß man deßen Dienern eine Belohnung reiche, oder daß durch ihre Hände ein Almoſen an die übrigen Stände komme. Man würde ſagen, daß ein jeder ohne Umſtände Prieſter von einer ſolchen Religion ſeyn könnte, daß die Türken ſelbſt nicht viel Staat auf ihre Religion machen müßten, weil ſie ihrer Geiſtlichkeit ſo ungeziemend begegneten. Dieſes und noch viel anders könnten und würden wir ſagen. Allein wir geben Gelegenheit, daß eben die Türken alles obige von uns ſelbſt reden, und berechtiget ſind ſolches zu reden, da wir unſere Prieſter verächtlich und niedrig halten.

Nunmehr wollen wir ſehen, ob die Hände der Geiſtlichen tod, oder lebendig ſind.

Die Meldung der todten darf ein Prieſter eben nicht verabſcheuen. Der heil. Paulus gieng ihm hierinnfalls vor, da er die Geiſtlichen ermahnet: **Ich bitte euch, ſeyd meine Nachfolger, wie ich auch Chriſti Nachfolger bin.** 1 Buch zu den Korinth. 4 Kap. 16 Vers. Kurz vorher ſagte er von ſich und ſeinen Mitarbeitern am 9ten Vers. **Denn ich halte es dafür, daß GOtt uns die Apoſtel zum letzten gezeiget hat, als die zum Tode verwieſen ſind.** Und im 2ten B. zu den Korinth. 6 Kap. 9 V. **Als die Sterbende, und ſieh, wir leben: als die gezüchtiget werden, und doch nicht getödtet: als die Traurige, aber allzeit frölich: als die Dürftige, aber die viel reich machen: als die nichts haben, und alles beſitzen.**

Wenn ſonſt nichts tod iſt, ſo ſind es gleichwohl diejenigen, die niemal einen Erben ihres Vermögens erzeugen,

und alles völlig andern hinterlaſſen, als wären ſie niemal in der Welt geweſen.

Uebrigens wollen diejenigen, die von den todten Händen der Geiſtlichen reden, den Tod nicht ſo, wie wir geſagt, verſtanden haben. Sie bekümmern ſich nicht um Füße oder Hände. Was fragen ſie darnach, ob dieſe todt oder lebendig ſind?

Sie halten ſofort nicht die Hände, ſondern jene zeitlichen Sachen für todt, deren Beſitz die Geiſtlichkeit verlanget. Der Bürger, der Krämer hat Geld: dieſes lebet, iſt geſund, und wohlbeſtellet, ja, wenn man will, ſo redet, ſinget, und tanzet es auch. Man bringt es aber zum Altare, man ſchenkt es dem Prieſter: und ſehet Wunder! In eben dem Augenblicke iſt ihm alles Leben benommen, es iſt todt, es iſt, ſo zu ſagen, eine Leiche. Der Landmann hat einen Acker: dieſer iſt lebendig, denn er treibt jährlich aus, und giebt von ſich die ſchönſte Aernte. Man ſchenkt ihn nun der Kirche, und er iſt todt. Sowol der allgemeine Archäus oder Weltgeiſt, als auch die Seele der Gewächſe, der treibende Nahrungsſaft (anima vegetativa) iſt dahin, und kann weder in der Erde noch in dem Getreide mehr gefunden werden.

Gleichwol gilt das geiſtliche Geld, der geiſtliche Acker, wenn man einen Ueberſchlag von den geiſtlichen Mitteln machet, nicht etwan für 12 Groſchen, für dreyßig Scheffel, wie ſonſt, ſondern nochmal ſoviel, weil es was geiſtliches iſt. So groß ſcheinen die Reichthümer der Prieſter, ſo groß werden ſie angegeben, wenn nicht vielleicht dieſer Unterſchied in der Verſchiedenheit der Augen, nicht in der Verſchiedenheit der Güter ſelbſt beſtehet. Wenn die Leute Geld bekommen, betrachten ſie es mit einem verkleinernden Glaſe, geben ſie es der Geiſtlichkeit, brauchen ſie Vergrößerungsgläſer. Auf ſolche

Weiſe urtheilen auch einige von den Mitteln des Prieſterthu-mes.

Wir wollen aber alles dieſes außer Acht laſſen, und einmal ernſtlich und brůderlich miteinander reden. Wir wůnſchen und verlangen alſo vors erſte, daß die Prieſter nicht einmal einen geringen Heller, der ihnen gereichet wird verachten, oder gering ſchåtzen, ſondern mit Dankſagung ihn annehmen, und ihn hochhalten ſollen. Denn es iſt ein Opfer, das man GOtt entrichet, wie es zugleich eine ſchuldige Belohnung der Gerechtigkeit iſt: wegen GOtt wird nåmlich dieſe Belohnung gegeben: ſolche Gerechtigkeit ůben die Glaubigen aus.

Die glaubigen Chriſten můſſen ihre Opfer, und ihre im Namen GOttes gegebene Geſchenke nicht fůr verloren halten. Wofern ſie dieſes thun, ſo verderben ſie ihre Gaben ſelbſt, ſo zeigen ſie, daß es ſie reue, und wie werden ſie demnach wohl die Belohnung des Herrn, des Richters der Welt hoffen kønnen, eine ſo große Belohnung, als die Einladung iſt: **Kommet ihr Gebenedeyten meines Vaters**, und empfanget den Lohn, den Lohn auch ſogar fůr einen Trunk Waßers, der einem Durſtenden in Chriſti, oder ſeiner Jůnger Namen gereichet worden? Matth. am 10ten und 25 Kap. Wen es aber ſeiner Gabe gereuet, wer die Prieſter um das, was ihnen andere ſchenken, beneidet, und ihre Gůter hinweg reiſſen, oder ſchmålern zu kønnen wůnſchet, von dem weis ich nicht, was er fůr einen Lohn zu gewarten habe. Doch die Prieſter dårfen auch nicht einmal dergleichen bøſen Menſchen ůbel wůnſchen, ſondern můſſen GOtt fůr ihr Heil bitten.

Bey genauer Erwågung dieſer Sachen glaube ich, daß diejenigen, welche die Gůter, wenn ſie in geiſtliche Hånde kommen, fůr **todt** ausgeben, eben ſoviel ſagen, als daß ſie fůr das gemeine Weſen, fůrs Volk verloren gegangen ſind, daß ſie vøllig vom menſchlichen Gebrauche entåußert, und dem ganzen Lande unnůtz geworden.

Von dieſer ungegründeten Meynung habe ich zwar ſchon genug gehandelt. Doch ſind noch einige Einwürfe zu heben.

Man ſagt, daß die Sachen„ welche der Geiſtlichkeit geſchenkt, oder von ihr gekauft worden, todt ſind, deßwegen, weil davon nichts mehr zurück an die Republik kömmt, und nichts mehr veräußert wird.

Darauf antworte ich 1ſtens, daß dieſer Einwendung ſchon oben genug begegnet, worden, da wir von der Unveräußerlichkeit geſprochen. Num. 61.

2tens. wollen wir zugeben, daß von den geiſtlichen Gründen und Gütern nichts mehr zurück komme. Allein von den Früchten dieſer Güter kömmt nur gar vieles an die Republik zurück, ja mehrers als von anderen. Das Volk, das gemeine Weſen lebt aber nicht von ſolchen Gründen, die Niemand genieſſen kann, ſondern von deren Früchten. Deßwegen wird der wahre Nutzen der Republik bey geiſtlichen Gütern ſo gut als bey andern befördert, und dieſe ſind keineswegs todt.

Ueberdas, wenn die geiſtlichen Gründe und Güter beßer bearbeitet und gepfleget werden, als andere, wenn das Hausweſen bey den Geiſtlichen beßer beſtellet iſt, ſo muß das ihrige mehr Leben haben, als alles andere. Denn der Acker iſt gewiß lebendiger, der da mehr trägt; und der mehr trägt, wird gewiß beßer bearbeitet.

3tens. In der That ſind ſchon ſelbſt viele Güter der Prieſter an die Republik zurück gekommen. Man wird nicht leicht mehr ein Kloſter, ein Stift finden, das ſeine ganze erſte Stiftung, ſeine Fundationsgüter noch unzerrüttet haben

den ſollte. Sehr vieles kam nach und nach hinweg, und in fremde Hände. Wie vieles entgieng nicht der Geiſtlichkeit, und kam, wie oben ſchon geſagt worden, an den Adel durch Lehen, alſo zwar, daß ſich die Prieſter gänzlich alles Nutzens beraubet, und ſolcher allein den Lehensbeſitzern verbleibet. Die Bauerleute und Unterthanen der Geiſtlichen waren vor Zeiten ordentlich leibeigen. Nichts war ihre, weder Gründe noch Früchte. Sie dienten blos um die Nahrung und den Unterhalt nach Art der Sclaven. Daher wurden ſie faſt bis in die Mitte des ſechszehenten Jahrhunderts nicht anderſt, als arme Leute (Pauperes terræ) genennet. Man leſe des Thrithemius Chroniken, und andere Geſchichtbücher des 1500ten Jahres: man leſe die alten Dokumente, Briefe und Urkunden, welche alle ſolches beſtättigen. Oft wurden dergleichen Grundſtücke dieſen Leibeignen zu ihrem Unterhalte übergeben, und endlich gänzlich erblich überlaſſen, mit Vorbehaltung eines geringen jährlichen Zinſes. Von dieſer Zeit an wurden an vielen Orten die Unterthanen reich, die Herren aber ärmer. Zudeme kommen dergleichen Grundherren, wenn der Zins mit Geld entrichtet wird, noch heut zu Tage immer merklicher zu kurz. Man gab vor drey oder vier hundert Jahren einem Unterthan das Gut über, und bedingte dabey jährlich 30 Pfenninge, welche der Unterthan zu bezahlen hätte. Heut empfängt die Herrſchaft nicht ſolche alte gute Pfenninge, ſondern nach jetzigem Münzweſen 30 ſchlechte Heller oder Pfenninge, davon kaum dreyßig einen alten Pfenning ausmachen. Denn ein alter Pfenning war damals von Silber, und hielt beyläufig im Werthe einen jetzigen baieriſch • oder öſterreichiſchen Groſchen. Es wäre zu unzeitig, hier an dieſem Orte dergleichen Sachen ſo genau zu ſchildern. Nicht nur die Geiſtlichkeit, ſondern auch der Adel erfährt dieſen Schaden.

Man wendet aber ein, daß die Güter der Geiſtlichen deßwegen todt ſind, weil davon keine Soldaten geſtellt werden.

1ſtens antworte ich, daß dieſe Klage ziemlich unwahrhaft iſt: Denn nicht jener allein, der einen Mann ſtellet, ſelben bewaffnet, und ihm eine Musquette auflegt, nützt zu Verſtärkung der Miliz, ſondern auch der, ſo Geld, und Proviant giebt, womit der Fürſt Soldaten werben und erhalten kann, auch der bewaffnet die Republik, und trägt das Seinige richtig und beßer bey, als alle die, welche

2tens. Dieſen Einwurf aufzulöſen, muß man einen Unterſchied zwiſchen dem heutigen und alten Kriegsweſen machen. Vor Zeiten forderte der Fürſt bey annähernden Kriege die Stände und Güterinnhaber auf. Dieſer ihre Unterthanen waren in den Grundbüchern ſo eingeſchrieben, daß ſie nicht nur den jährlichen Zins zu bezahlen hatten, ſondern auch auf Befehl des Grundherrn ſich ſelbſt bewaffnet ſtellen, und leibliche Dienſte ausüben mußten. Die Reichen mußten mit Sturmhaube, Panzer, Schwert und Spies erſcheinen. Anbey mußten ſie einen beladenen Wagen von nöthigem Eiſenzeuge mit 4 Pferden beſpannet führen. Die geringern Unterthanen erſchienen allein mit Spieß und Schwert, und einem leichtern zweyſpännigen Wagen. Dergleichen kann man in den Stiftsbüchern der Adelichen und Klöſter finden. z. B. **Hanns Partl Baur auf dem Büchel iſt dem Stüfft zugethan mit Mannſchaft Zeug und reiſigen Zeug zu Feld und Hof. u. ſ. w. Erſcheint mit Sturmhaube, Spieß** u. d. ü. Reiſigzeug bedeutet Waffen, Wagen, und was darauf geladen wird. Damals denn bewaffneten die Klöſter ihre Unterthanen von den Früchten und Gründen, die ſie ihnen überlaſſen hatten, und übergaben ſie hernach den Heersführern. Daraus erhellet ganz klar, daß dieſe übergebenen Gründe nicht todt geweſen ſind, ſondern ſtreitbare Männer, und zwar weit gewißer erwecket haben, als der thebaniſche Acker die Gefährten des Cadnus.

Hierbey iſt zu merken, daß die Unterthanen bey daſigen Zeiten ſehr geringe Abgaben, oder Steuern entrichteten, weil ſie nämlich mit Leib und Blut und Waffen ihren Herren untergeben waren, und oft ſich und ihre Familie nicht geringen Gefahren ausſetzen mußten. Nicht einmal die Landesſtände, worunter die Prieſter, und Aebte die erſten ſind, trugen Geld zum Kriege bey, wo ſie nicht der Landesherr darum begrüßte. u. d. ü. Dennoch aber mußten ſelbſt die Biſchöfe und Aebte des Landes wegen ihren Gütern entweders in den Krieg ziehen, oder den Hofſtab des Fürſten begleiten, zwar nicht alle, ſondern einige, die man Regales nennte. Auf ſolche Weiſe gaben ſie wieder nichts, nicht einmal dem Kaiſer, dem ſie ihre Lehensmänner, und Unterthanen, und ſich ſelbſt zum Kriegsdienſte zuführten. Daß ſich aber ſolches alles, wie hier erzählet worden, verhalte, wiſſen die in den Geſchichten, und Alterthümern bewanderten Gelehrten nur gar zu gut. Aber dieſer Ort iſt hier zu eingeſchränkt, als daß man mit Dokumenten weitläuftige Beweiſe anſtellen könnte.

Heut zu Tage, da die deutſchen Fürſten, und Provinzen beſtändige Völker unterhalten, und dazu müßige, herumſchwermende Menſchen, Volontairs, u. d. gl. als gemeine Leute nehmen, hat das Kriegsweſen ein ganz anders Ausſehen. Aber eben dieſes Ausſehen iſt den Beſitzern von Herrſchaften und Gütern keineswegs nützlich, und den Bürgern ſelten angenehm. Allein hier ſchickt ſichs nicht dieſen Schaden zu erklären. Nur dieſes will ich erörtern, wie auch heut zu Tage das Prieſterthum Soldaten ſtelle und waffne. Vormals giengen die Bauern, und Unterthanen bewaffnet in den Krieg. Da dieſer meiſtentheils im dritten oder vierten Monathe zu Ende gieng, kehrten ſie wieder nach ihren Höfen, und Häuſern zurück. Heute erſetzen ſie das mit Gelde, was ſie damals ſelbſt thun mußten; ſie geben Steuern, und zwar Steuern, die nicht nur auf ein oder anderes Monath zum Unterhalet

ſterhalte eines Mannes, ſondern auf ein volles Jahr hinläng⸗lich ſind. Dieſe Gelder geben ſie nicht allein, wenn es Krieg wird, ſondern allzeit, auch zu Friedezeiten: es mögen hernach viel oder wenige beſtändige Truppen erhalten werden. Neben den Geldſteuern müſſen ſie nicht ſelten noch Früchte und Le⸗bensmittel reichen, und gewiſſe Scharwerksfuhren von einem Lager oder Quartiere zum andern unternehmen. Bey alle de⸗me werden ſie gleichwol oft gezwungen Kriegsdienſte in Per⸗ſon zu machen, oder ihre Söhne zur ſogenannten Landmiliz, zum Fahnen zu liefern. Dadurch werden die Gründe immer ſchlechter, bleiben oft öde, und laſſen ſich ſchwerer bebauen. Den Grundherren entgehen ihre Zinſe und Gülten, welche manchmal viele Jahre nicht gegeben werden, ohne einen Er⸗ſatz mehr hoffen zu dürfen. So müſſen auch eben die Grund⸗herren, meiſtens die Prieſter, es mag Krieg oder ſonſt eine Noth vorhanden ſeyn, häufige Geldſummen herſchieſſen. Zwar thun ſie es willig, wenn ſie billige Urſache finden, und wiſſen, daß ihre Abgaben wohl angelegt werden; finden ſie aber das Widerſpiel, geben ſie freylich zuweilen ungern.

Ich tadle hier nicht die Reichung der Steuern, die geiſtlichen Abgaben, die Unterhaltung beſtändiger Soldaten, am allerwenigſten aber das gemeine Weſen und die Fürſten. Alles dieß ſey gut beſtellet, nothwendig und nützlich. Das aber glaube ich ausgemacht zu haben, daß der Einwurf, den ich eben aufzulöſen habe, nunmehr gehoben ſey, daß die Prie⸗ſter, gleichwie ſie in vorigen Zeiten das Ihrige zum Nutzen des Staates getreulich beygetragen, ſie auch daſſelbe noch alſo beytragen, und zwar weit mehr und häufiger beytragen, folg⸗lich ihre Hände keineswegs für todte Hände zu halten ſeyen.

Ich glaube nicht, daß mir wer dieſe Einwendung ma⸗chen werde. Die Hände der Geiſtlichen ſind todt, weil ſie ſelbſt nicht ſtreiten, nicht im Kriege erſcheinen.

Darauf köönnte ich antworten 1ſtens, daß ſie gleichwol dem gemeinen Weſen nichts ſchaden, wenn man nach einer geſunden Politik ſchließet. Gleichwie die Prieſter und Leviten bey den Hebräern nicht in den Krieg zu dienen kamen, ſondern die Arche GOttes, die Arche des Bundes zu tragen, und doch im geringſten nichts der Republik geſchadet, noch todte Hände gehabt.

2tens. Die Rechtsregel iſt allgemein. Was man durch einen Dritten thut, ſcheinet man ſelbſt zu thun (Quod quis per alium facit, per ſe ipſum facere cenſetur.)

3tens. Die Geiſtlichen würden viel eher ſchaden, wenn ſie zu Felde giengen, da ſie vom Kriegsweſen nichts verſtehen, auch weder von Menſchen, noch von GOtt zu Kriegesdienſten beſtimmet worden ſind.

4tens. Doch wenn es die Religion angeht, oder wenn das gemeine Weſen in der alleräußerſten Noth und Gefahr ſtecket, dann ergreifen auch die Prieſter ſelbſt, ſo gut ſie können, die Waffen, und leiſten ordentliche Soldatendienſte.

5tens. Weder die Bürger und Zunftgenoſſen, noch die Bauern, noch der Adel ziehen zu Felde blos allein um ihrer Gründe, und Güter willen, wenn man ſie nicht aufs neue beſoldet, und mit groſſen Koſten dahin bringt. Folglich ſind auch dieſe für die Republik todt und ſchädlich. Wo nicht, ſo muß man die Prieſter, wie dieſe, von der ihnen aufgebürdeten Schuld losſprechen, und zu den lebendigen Gliedern des Staates rechnen.

Nun aber müſſen es mir meine Leſer zu Gute halten, wenn ich einige Stücke ausſchreibe, nämlich wie es in Frankreich mit dergleichen Sachen gehalten wird. Ich gebrauche mich

hierinnfalls des Buches vom Limnäus, welches er von dieſem Königreiche ſo weitläuftig geſchrieben, daß ſich billig alle Franzoſen verwunderten, wie ein Deutſcher Dinge, die in Frankreich ganz anderſt ſind, als in Deutſchland, ſo genau und richtig habe einſehen und beurtheilen können.

Er ſchreibet in dem Buche, Notitia Regni Franciæ, im 3ten Buch, 5ten Kap. Zu wiſſen iſt, daß die Güter und Einkünfte der Geiſtlichkeit in Frankreich ſehr groß ſind. Doch ſie ſind ungleich, und richten ſich nach der Fruchtbarkeit der Jahre, und nach den verſchiedenen Kriegs- oder Friedenszeiten. Auch diejenigen ſind ungleich, welche in der Beſchreibung dieſer Einkünfte dieſelben berechnen. Einige halten dafür, daß die den halben Theil der Einkünfte des Reiches ausmachen. Haillan. Liv. I de l'Etat des Affaires de France pag. 75.

Andere glauben den **vierten Theil.** Bret. de la ſouverainete du Roi Liv. I. Chap. 14. p. 110.

Andere **zwey Drittel.** Bodini de Republ. Lib. 5. C. 2. pag. 830.

Andere **zwey Fünftel.** Nic. Machiavelli part. II. oper. p. 122.

Andere mehr dann **hundert Millionen Dukaten.** Le Cabinet du Roi. Liv. 1. pag. 4 & 4.

Andere **noch weit mehr.** Sieh bey eben demſelben Liv. 1. pag. 12.

Einige ſind wieder der Meynung, daß ſie den **Einkünften des Königs weit überlegen wären**, und daß die Geiſtlichen hundertfach mehr, als der König bekämen. Tabœtius inter Paradoxa Reg. Sect. I. p. 4. Daher kömmt es, wenn

man heut zu Tage die Einkünfte des Königs ſchätzet, daß, da ſich dieſelben auf hundert und fünfzig Millionen belaufen, die geiſtlichen auf fünfzehen tauſend Millionen hoch ſteigen, und zwar, wenn man nur die weltlichen Güter und Einkünfte überzählet. Eben der Verfaßer zählet auch in Frankreich zwanzig hundert tauſend, das iſt, zwey Millionen Pfarreyen.

Auch beſtimmen einige ſechs Millionen Dukaten. La Relation de l'Etat de la Religion chap. III. pag. 198.

Andere fünfzehen. De la Noue aux Diſcours politiques & militaires Diſc. IV. p. 140.

Andere achtzehn Millionen Livres von Turon. Ranchin Tom. II. de la Deſcription de l'Europe tit. Royaume de France, Artic. Richeſſes de ce Temps. p. 27.

Andere endlich geben zwanzig Millionen Livres, als die Einkünfte der Geiſtlichkeit an. De la Noue Diſcours XX p. 509.

Es merkt Jemand die Zeit an, wo die Einkünfte der franzöſiſchen Geiſtlichkeit um 28 und noch mehr Millionen geſchmälert worden. Memoires des Affaires du Clergè de France miſes en lumiere par de *Traix* nach der Vorrede.

Ein anderer meldet, wie ſie auf die äußerſte Spitze gebracht wurden. Relation de l'Etat de la Religion. Chap. III. p. 198.

Bis hieher bediente ich mich der Sammlungen des Limnäus, woraus man nicht nur den groſſen Unterſchied der Urtheile ſehen kann, ſondern man findet auch mit etwas genauerer Aufmerkſamkeit das Gewicht, und die Umſtände, wie jeder ſeine Urtheile fället. Man ſehe nur den Bodinus, Machiavell,

chiavell, und den unbekannten Verfaßer der Schrift, du Cabinet du Roi. Wie ſchön, wie allerliebſt klingt die Sprache dieſer Herren?

Wie vortrefflich unter andern dieſes letztern Schriftſtellers Vernunſt und Politik beſtellet ſeyn müſſe, verrathet ſchon dieſes, daß er die Kleriſey auch deßwegen durchläßt, weil ſie mooſichte, unfruchtbare, und ſteinigte Gegenden zu benützen, und daraus Früchte zu erzielen wiſſen, wo andere vergebliche Mühe anwenden. Ich frage doch, heißt dieſes politiſch und vernünftig gehandelt, diejenigen, die ſich ſo verdrüßlicher Arbeit unterziehen, noch dazu durchzulaſſen, und um ein mit bitterm Schweiſe errungenes, andern unnützes Gut zu beneiden? Wiederum ſagt eben dieſer Author, daß ein gewißer Abt aus einem einzigen Eiſenhammer groſſe Summen gezogen, und daß andere Geiſtliche auch Willens wären dergleichen für ſich anzurichten, ob ſie gleich ohnehin ſchon genug Werkſtätte haben. Er ſchilt ſie als blutſaugende Leute, und bedauert, daß durch ſie ſoviel Käſe und Butter verzehret werde.

Wir wollen aber mit beſſern Gründen den Verfaßer des bekannten ſchönen Werkes Du ſpectacle de la Nature, dieſen nicht minder einſichtvollen, als frommen und billigen Männern folgen. Sie halten dafür, daß die Einkünfte der Kleriſey den fünften Theil der Einkünfte des Reiches ausmachen, aber nicht nur allein die Einkünfte, die ſie aus ihren Gründen und Gütern ziehen, ſondern alle was immer für Renten und Einkommenſchaften der Geiſtlichen.

Uebrigens zieht Limnäus Lib. II. Cap. 9. litt. mm. aus dem Brutus an, daß die Adelichen, Geiſtlichen und Bedienten des Königs, der Königinn, der Fürſten u. ſ. w. von ordentlichen Steuern (Tailles) befreyet ſind, und von ihren Gütern keine Abgaben gereichet werden.

Nichtsdeſtoweniger mangelt es dem Königreiche nicht an ihrer Hilfe. Der Adel giebt dem Könige zwar nichts, weil er mit ſeinen eignen Leibeskräften das Reich beſchützet, und Kriegsdienſte macht. Limnæus Lib. IV. Cap. 3. litt. bb ex Loyſeau.

Die Geiſtlichen aber rufen neben deme, daß ſie die heil. Aemter verſehen, und das Volk im Glauben unterweiſen, mit beſtändigem Gebethe bey Tag und Nacht zu dem Herrn für das Wohl des ganzen Staates, und für Abwendung aller Strafen. Ueberdas geben ſie auch dem Könige gewiſſe Summen Geldes, bald ordentlich, bald außerordentlich.

Die ordentliche Abgabe heißt Zehend, den man ehemals dem Könige bewilliget, um die Ketzer bezwingen zu können, welche wider den König und die Kirche gewaltthätig gehandelt. Limnäus, da er im 2ten Buche 9ten Kap. von den Steuern und Zöllen redet, zieht folgendes aus dem L. du Crot an, der in einem beſondern Büchchen les aides tailles et gabelles p. 7 et ſeq. beſchrieben: **Die Könige in Frankreich holten ſehr oft Zehende ein ohne Unterſchied von allen ihren Unterthanen, von Geiſtlichen, und andern, um den allgemeinen Anliegen zu ſteuern. Unter Philipp dem Schönen, und ſeinen Nachfolgern wurde dergleichen Zehendforderung öfters wiederholet, aber etwas mäßiger nach den verſchiedenen Vorfällen nämlich und den Bedürfniſſen unſerer Könige, bis endlich zulezt die Geiſtlichen, die ſich durch eine gewiße Gunſtbezeugung und Gefälligkeit davon loswickeln wollten, dabey aber ſahen, daß ſie unmöglich widerſprechen könnten ohne wider GOttes Anordnungen zu murren, bis endlich dieſe Geiſtliche mit dem Könige Franz dem Erſten Verträge gemacht, und ſich ihm und ſeinen Nachfolgern verbunden, und verwilliget hatten, jährlich eine gewiße Summe,** *La Taxe Paſcaline*, **zu erlegen. Dieſes war**

ein

ein ordentlicher leichter Zehend, den ſie allen und jeden Beneficiaten nach dem Maaße, und der Einträglichkeit der Beneficien auflegten. Dieſes erweiſet ſich aus den offentlichen Briefen, Urkunden und Verträgen, die im Jahre 1516 noch in der Minderjährigkeit des Königs Franz des I, und bey Gelangung zum Throne gemacht wurden. Da ſie aber hernach ſahen, daß ſich der ordentliche Zehend immer mehre, und verdopple, wie es die Erforderniſſe des Staats und Krieges mit ſich brächten, fanden ſie Wege, wie ſie dieſe Zehenden und Amortizationen nebſt andern königlichen Rechten in eine gewiße Gattung der Erkänntlichkeit und beſtimmter Abgabe von 1600000 Livres verwandeln könnten. Worüber ein ordentlicher Vertrag zu Poiſſy im Jahre 1561. von den Geiſtlichen errichtet ward, eben auch unter der Minderjährigkeit König Karls des neunten, ſo wie vormals beym Antritte der Regierung Franz des erſten. Dieſer Vertrag wurde nachmals öfters erneuert, und noch wirklich feſt beybehalten, und dieſes iſts, was man insgemein *Rentes du Clerge* heiſſet.

Sechszehn hundert tauſend franzöſiſche Livres machen beyläufig ſechs hundert vierzig tauſend heutige Gulden aus. Wenn man dieſe Summe mit den jährlichen Einkünften der Geiſtlichen vergleichet, man mag es nehmen, wie man will, wird man doch ſagen müſſen, daß zwar dieſe Summe, die ſie reichen, nicht groß, aber gleichwol hinlänglich ſey, um zu beweiſen, daß die Hände der Kleriſey nicht todt ſind. Man ſetze nur, daß dieſes Geld wirklich der zehnte Theil von deme iſt, was die Geiſtlichkeit jährlich bekömmt, ſo werden ſich alſo ihre Einkünften auf ſechs Millionen, und viermal hundert tauſend Gulden belaufen. Setzt man aber voraus, daß die Geiſtlichen nochmal ſoviel, nämlich dreyzehn Millionen Gulden, folglich um die Helfte mehr haben, ſo ergäbe ſich

daraus

daraus, daß die obige ausgeſprochene Summe ihrer Abgaben der zwanzigſte Theil ihrer Einkünfte, nicht mehr der zehnte, oder fünf pro Cento, wie man doch behauptet, wäre.

Viel genauer, aber auch viel weitläuftiger erklärt uns die Geſchichte dieſer Zehenden Loyſeau in der Abhandlung des Droits d'Offices Liv. II. chap. 9. beym Limnäus im 2 B. 7 K. Litt. ccccc. Dieſe Zehende ſind allzeit mit beſonderer Erlaubniß des Papſtes, oder freywillig auf das Anſuchen des Königs von den Prälaten entrichtet worden. Erſt unter Karl dem neunten erwuchſen daraus ordentlich jährliche Zehnde wegen den beſtändigen Kriegen mit den Hugonotten. Im Jahre 1580 verwilligte die Kleriſey dieſe Abgabe auf ſechs Jahre, ſie beſtund jährlich in 1300000 Livres. Im Jahre 1586 ſetzten ſie dieſe Geldentrichtung noch ferners auf 10 Jahre hinaus, aber allezeit cum proteſtatione indebiti.

Es ward von den Päpſten den Königen in Frankreich geſtattet, bey dringender Noth dergleichen Zehenden und auch auſſerordentliche Steuren und Hilfsmittel fordern zu dörfen, und dieſes wegen beſondern Dienſten, die die franzöſiſchen Könige denſelben geleiſtet, als bey welchen die Päpſte allezeit ſichere Zuflucht wider ihre Verfolger gefunden. Sieh den Limnäus Lib. II. c. 7. litt. ddddd.

Außerordentlich gab die franzöſiſche Geiſtlichkeit dem Könige nicht wenig, eher mehr als die ordentlichen Abgaben austrugen. Limnäus im 2ten Buche 10ten Kap. Da er von den Ausgaben des Königs in Frankreich redet, ziehet aus einem daſigen Schriftſteller de Traix, der monimenta Rerum Cleri gallicani herausgegeben, aus pag. 69 dieſes an: „Von „dem Jahre 1560 bis bis 1575 unter der Regierung Hein„rich des zweyten fand man, daß die Ausgaben des Königs „ſich auf 100 und 85 Millionen belief. Davon der Kö-

nig

„ nig noch 1567 hundert und eine Million ſchuldig blieb.
„ Die Geiſtlichkeit gab innerhalb dieſen 15 Jahren 60 Million.
„ Die Verkaufung der Aemter brachte 20 Millionen ein.
„ Gleichwol waren noch ſo groſſe Schulden beym Hauſe.

Man kann hieraus anmerken, daß die Ausgaben des Königs in 185 Millionen beſtunden, welche Summe das ganze Reich herſchoß. Wieviel gab nun die Geiſtlichkeit mit ihren 60 Millionen? den dritten Theil nämlich.

Wir ſetzen dann, daß es wahr ſey, was einige erdichtet, daß die Kleriſey den dritten Theil der Einkünfte des Reiches beſitze. Wer konnte ſich aber damals über ſie beklagen, da ſie denjenigen Theil Gelds, der ſie traf, richtig bezahlten?

Man bemerke weiters, daß die Geiſtlichen frey (immunes) von allen Steuren und Geldreichungen ſind, und gleichwol ihren ganzen Antheil darbiethen. Man tadelt ſie daher höchſt unbillig, wenn man ſagt, daß ſie übel geſinnet und wider das gemeine Weſen eingenommen wären. Sie ſind vielmehr beßer dafür eingenommen, als alle andere Stände, weil ſie auch das geben, wovon ſie nicht nur unter einem, ſondern mehreren etiam oneroſis titulis befreyet und exemt ſind.

Da es anbey nicht wahr iſt, daß der dritte, ſondern der fünfte Theil der Einkünfte des Königreiches der Kleriſey zufällt, die Almoſen uud den eignen Verdienſt dazu gerechnet, ſo wird der Theil der geiſtlichen Abgaben noch größer. Denn wenn man die ganze Steuer des Reiches 185 Millionen, in 5 Theile zerlegt, ſo treffen jeden Stand 37 Millionen. 37 Millionen hätte alſo die Geiſtlichkeit zu bezahlen gehabt, wenn ſie nicht exemt geweſen wäre. Nun, da ſie exemt iſt, gab ſie dennoch faſt nochmal ſoviel, nämlich 60 Millionen. Ich ſage faſt nochmal ſoviel; denn die 7 Millionen, die über die

Helfte hinaus ſind, ziehe ich ab wegen den Almoſen und den Einkommen aus geiſtlichen Verrichtungen, von welchen es ſehr ungerecht wäre, Zinnſe zu begehren. Nach allen dieſen, und vielen andern Dingen, die man noch vorbringen könnte, frage ich nun jeden chriſtlichen Leſer auf ſein Gewiſſen, ob er ſich vor der ganzen ehrlichen Welt zu behaupten getraue, daß der franzöſiſchen Geiſtlichkeit ihre Hände todt, und dem Staate nachtheilig geweſen ſind?

Da ich hier ſo vieles von Frankreich angezogen, allwo die Kleriſey öffentliche Rechenſchaft, und Zeugniſſe ihrer Abgaben, wie Jedermann bekannt ſeyn muß, ableget: ſo bin ich doch verſichert, daß ich von der deutſchen Geiſtlichkeit nicht minder ſagen könnte, obſchon man nicht ſo leicht ihre Steuern und Geldreichungen inne werden kann, weil ſie darüber keine öffentliche Nachrichten, oder Verzeichniſſe an den Tag geben: alſo, daß es unmöglich iſt, dieſen Punkt bey ihnen genau aufzuklären. Man müßte denn eines jeden Kloſters, oder Stifts Archive, Kanzleyen und Rechenbücher ins beſondere durchgehen, welches faſt unmöglich iſt.

Von einzelnen Collegien weis ich wohl, daß ſie innerhalb wenig Jahren eine unglaubliche Menge Geldes den Fürſten gegeben, ſoviel, als wohl weder der Adel, noch ein anderer Stand, der da um die Helfte mehr Einkünfte, als die Geiſtlichkeit hat, geben würde. Und dieſes ward gleichwol nur eine außerordentliche Abgabe.

Die Reichsmatrikel liegt vor Jedermanns Augen. Die Biſchöfe und Prälaten geben ihre Steuern und Zinſe reichlich. Ihre habenden Gründe ſind folglich nicht todt. Ihre Nämen ſtehen ſehr fleißig in dem Buche der Lebendigen, das iſt, der Steuergebenden eingeſchrieben.

Und die Geiſtlichen zwar ſind insgemein ſehr muntere und fröliche Darbiether, und geben darum zweymal, da andere Stände nach langen Verweigerungen und Ausflüchten endlich gedulden, daß ihre Nämen in das Buch der todten Schulden halt eingeſchrieben werden, wovon keine Erlöſung mehr zu hoffen iſt.

Die geiſtlichen Fürſten zahlen aber nicht nur das, was ihnen zukömmt. Denn wie oft geſchah es nicht ſchon, daß die Kaiſer, nachdem alles, wie es die Decrete des Reichs mit ſich bringen, entrichtet war, dennoch Geſandte ſchickten, der Geiſtlichkeit Geld abzulocken. Sie giengen auch nicht leer aus, ſondern zogen mit vollen Säcken davon, die ihnen dieſer todte Stand, dieſe todten Hände trefflich gefüllet hatten.

Wie viele Geſandſchaften und andere dergleichen Aemter übernahmen nicht die Biſchöfe und Prälaten für das Reich, wo ſie das Anſehen und die Majeſtät des Kaiſers und der Könige größtentheils von dem Ihrigen, und den Kirchengütern unterhalten, und an ſich zeigen mußten? Zwar thaten dergleichen auch andere Fürſten und Adeliche, aber ſehr ſelten aus eigenem Sacke. Und wenn auch dieß letztere wäre, ſo würde dennoch die Republik undankbar handeln (welches fern ſeyn ſoll) wenn ſie die Dienſte der Weltlichen als Dienſte der Lebendigen anſähe; aber die Geiſtlichen, die eben dieſelben leiſten, als todte Hände verachten wollte.

Wir wollen nun ein Beyſpiel deſſen zu haben, die Reichsmatrikel zu Händen nehmen, nach welcher im Jahre 1431 unter dem Kaiſer Sigismund die ſämmtlichen Reichsſtände ihre Hilfsmittel zum Huſſitenkriege beygetragen. Cortrejus zeigt uns dieſe Matrikel Jurispublici Tomo I. Parte V. de Matriculis imperii, pagina ſeptima ſeqq.

In dieſer Matrikel habe ich nun die Gefälle und Abgaben der geiſtlichen Fürſten und Aebte beſonders, wiederum die Gefälle der weltlichen Fürſten und Grafen beſonders geſetzet und zuſammen genommen. Die Reichsſtädte ſind indeſſen nicht dazu gerechnet.

Die Geiſtlichen reichten zu dieſem Kriege . .	2300
Die Weltlichen.	5000

Daraus ſieht man, daß die Geiſtlichen eben die Helfte von dieſem entrichtet, was die Weltlichen gaben. Wollte man nun in Rechten ſprechen, ſo würde man ſagen, die Geiſtlichkeit müßte auch die Helfte der Güter beſitzen, nach Maas ihrer Steuer. Welches ſich aber ganz anderſt verhält.

Daher ſind die Gründe der Prieſter nicht nur nicht **todt** für die Republik, ſondern **gedoppelt lebendig** gegen die Weltlichen, wenn es zum zahlen kömmt.

Wiederum als Kaiſer Friederich der dritte im Jahre 1467 das Reich um Hilfe wider den Türken anflehete, zeigt die Matrikel, worauf uns Cortejus pag. 10 anweiſet, daß die Geiſtlichen

zu Pferde . . .	965
zu Fuße . . .	2503

Mann geſtellet.

Die Weltlichen ſtellten ohne die Reichsſtädte

zu Pferde . . .	2778
zu Fuße . . .	6107

Mann.

Woraus man klar ſieht, daß die Geiſtlichen wieder den dritten Theil von deme, was die Weltlichen leiſteten, ausgefertigt.

Man bemerke aber wohl, wer die Geiſtlichen, und wer die Weltlichen geweſen ſind. Die Geiſtlichen, die dieſes gethan, waren Erzbiſchöfe, und Biſchöfe, die ſehr wenig haben, unter welchen der von Chiemſee, Lavante, und Gurk ſind.

Unter den Weltlichen waren erſtens der Kaiſer ſelbſt, Herr von Ungarn und Böhmen. Das ganze Haus Oeſterreich, welches von Oſten bis an Weſten gränzet. Der Herzog von Burgund. Der Herzog von Savoyen. Der Herzog von Lothringen.

Für den Kaiſer, und die Herzoge von Sabaudien, Lothringen, Geldern, und Burgund wurden gerechnet zu Pferde 1300, zu Fuße 2550 Soldaten,

Man ziehe nun dieſe Mächtigen von der andern Anzahl der Weltlichen ab; dann wird man ſehen, wie wenig die übrigen Stände, Churfürſten, Herzoge, Fürſten, und Grafen geleiſtet haben. Beyläufig alſo:

Die Mannſchaft zu Pferde von allen Weltlichen	2778
Die Mannſchaft zu Pferde von den Mächtigern iſt abzuziehen . . .	1300
Nun bleibt die Reuterey der Churfürſten Herzoge u. ſ. f.	1478

Mit dieſer Militz der Churfürſten, und übrigen weltlichen Stände vergleiche man nun die geiſtliche Militz, und man wird ſehen, daß dieſe gegeben . . 965 Reuter.
Die Weltlichen aber . . . . . 1478 ; ;

Erwäget man nun die Proportion zwiſchen den geiſtlichen und weltlichen Gütern, und Ländereyen, ſo zeigt ſich wie ſchön die größte Laſt von den Weltlichen auf die Geiſtlichen hinüber geſchoben worden. Wenn die weltlichen Stände, die in Betrachtung der andern wenig geleiſtet, gleichwol nicht todte Hände gehabt haben, wie ſoll man dann den geiſtlichen Stand todt heißen, der da drey und vierfach gegeben.

Auf eben den Schlag ſieht es auch mit dem Fußvolke aus. Werden die Fuſiliers der Mächtigen, 2550 Mann abgezogen (vielleicht wurden dieſe nicht einmal gegeben) ſo bleiben von der ganzen Anzahl 6107, für die Churfürſten, Herzoge, Fürſten und Grafen nicht mehr dann 3557.

Der Geiſtlichkeit ihr gegebenes Fußvolk beſtund aus 2503 Mann.

Dieſer Antheil, wenn man ihn abermal mit dem Antheile der geiſtlichen Güter zuſammen hält, zeigt ſonnenklar, daß die Hände der Geiſtlichkeit nur gar viel lebendig ſeyn müſſen, wo ſie mehr mit ihren geringen, als die andern mit ihren groſſen Einkünften und Mitteln ausrichten.

Auf gleiche Weiſe waren die Hände der geiſtlichen Stände ganz lebendig, da man im Jahre 1486 einer andern Hilfe benöthiget war, die aber mit Geld entrichtet werden konnte. Cortrej. p. 23.

Die drey geiſtl. Churfürſten gaben .	46800 fl.
Die Biſchöfe . . .	66700 fl.
Die Aebte . . .	19400 fl.
Alle Geiſtlichen zuſammen .	132900 fl.
Die drey weltl. Churfürſten gaben .	46800 fl.
Alle Erzherzogen, Herzogen, Grafen, u. ſ. f. . . .	85200 fl.
Ueberhaupts . .	132000 fl.

Hier

Hier zeigt ſichs abermal ſonnenklar, daß allein die Geiſtlichkeit mehr geſteuert, als alle jene faſt königliche, groſſe und bemittelte Häuſer.

Durchſuche man nur alle Reichsmatrikeln, und Anlagen der Stände von Anfang bis zum Ende. Ueberall wird ein gleiches heraus kommen; nämlich, daß, wenn dieſe Matrikel ein Buch der Lebendigen iſt, die Prieſter darinn ziemlich gezeichnet ſtehen. Iſt das Reich den weltlichen Ständen für ihre geleiſtete Hilfe Dank ſchuldig, ſo ſehe ich nicht, wodurch die geiſtlichen Stände Haß verdienen, die ſoviel, ja mehr als andere geleiſtet.

Nicht anderſt geben auch die Geiſtlichen das Ihrige ſehr wohl nach Zeugniß einer andern Matrikel für die Reichskammer zu Speyer, oder Wetzlar. Denn aus jener Matrikel des Cortrejus pag. 193. erhellet, daß die weltlichen Stände alle Churfürſten, Herzoge, Fürſten, Grafen, und die Reichsſtädte, blos auf ihren gehörigen Antheil zu ſehen, beyläufig ſteuern . . . 23000 fl.

Die Geiſtlichen aber, Churfürſten, Biſchöfe, Aebte . . 12000 fl.

Und dieſes bezahlen Letztere von weit kleinern Gütern und Gründen, vielleicht auch von weit ſchlechtern. Wenn je alſo etwas todt iſt, ſo ſind es gewiß die Geiſtlichen nicht.

Ich wollte mich aber hier nur der ältern Matrikeln bedienen, obſchon man in den neuern Zeiten ſehr ſchöne Spuren und Zeichen des Lebens der Geiſtlichen antreffen konnte. Allein je neuer dergleichen Sachen ſind, deſto verhaßter ſind ſie auch.

Wofern mir, da nun alle Pfeile verſchoſſen, und alle Einwürfe unbrauchbar geworden ſind, gleichwol ein Staatiſt

ein-

einwendet, daß die Geiſtlichen ſehr gute Hauswirthe ſind, und auch aus wenigen viel machen können, daß dieſe Schafe ſehr ſchöne Wolle tragen, und folglich geſchoren werden müſſen.

Dem antworte ich erſtens, daß, wenn man nach Belieben ſcheeren, und die Wolle zu allerhand eiteln und ſchädlichen Zeuge verwenden wollte, ſich nicht nur die Geiſtlichkeit hierüber, ſondern auch die ganze ehrliche, die ganze vernünftig = politiſche Welt beſchweren würde. Wir wollen von GOtt nicht einmal reden.

2tens. Wenn dergleichen Wolle entweders zu Bedeckung oder Erhaltung der Republik nöthig iſt, ſo werden ſich die Schafe gerne und willig ſcheeren laſſen, wenn man die Schure nur nicht übertreibt, ſondern machet, daß wiederum Wolle nachwachſen könne. Wird dieſe Behutſamkeit außer Acht gelaſſen, ſo gehen die Schafe zu Grunde, und das gemeine Weſen wird ſehr ſtark entblöſſet. Eben das, was geſchieht, wenn das Volk gar zu hart angeleget wird, geſchieht auch (wir wollen nichts von Rechten ſagen, und alle Güter als gleich gut annehmen) wenn derjenige Theil des Staates zu ſehr beſchwert wird, von dem man nach obigem Einwurfe behauptet, daß er durch Wirthſchaft über andere ſich erhebet. Wie es in Frankreich zugegnngen, zeigt uns mit wenigen Loyſeau liv. des Ordres Chap. 8. beym Linnäus Lib II. C. 9. „ Unſer Königreich, ſagt er, iſt heut zu Tage voll ſtarker „ Bettler, wegen den übertriebenen Steuern, die den Bauer „ und Handwerksmann dahin bringen, daß er lieber alles verlaſſen, herum ſchwärmen, und betteln will, als beſtändig „ arbeiten, da er ſieht, daß all ſein Fleiß nicht zulangt, etwas zu erwerben, weil nämlich die ewigen Steuern und „ Anlagen alles verzehren. Wofern man dieſer Sache nicht „ frühzeitig abhilft, ſo werden aus dem täglichen Anwachſe, „ und der Vermehrung dergleichen müßigen Leute hauptſächlich

„ ſich 2 Uebel entſpringen. Der Ackerbau wird aufhören, „ weil ſich dann Niemand finden laſſen wird, der ihm vor„ ſtehen wollte. Und die Straſſen werden unſicher werden, „ und die Häuſer der ländlichen Unterthanen in Gefahr der „ Ausraubung ſtehen.„ So ſpricht jener. Wenn dazu noch (ohne hier jemals von der Immunität zu reden) wenn dazu noch, ſage ich, auch die geiſtlichen Güter auf gleiche Weiſe hergenommen werden, die eben den gedoppelten Abgaben an die Republik, zum Dienſte, und zur Hilfe der Armen ſo vieles beygetragen, ſo iſt nothwendig, daß endlich die Noth und das Elend im Staate allgemeiner werde. Alsdann wird ſich erſt erweiſen, daß die ſonſt ſehr lebendigen Hände der Geiſtlichkeit todt zu werden beginnen.

Allein Limnäus macht hier einen Einwurf von den franzöſiſchen und allen andern Geiſtlichen. Er ſchreibt Lib. 3. Cap. 5. **Ich läugne es nicht, daß die Kirche vieles rechtmäßig an ſich gebracht, ſonderlich zu jener Zeit, da ſie noch im Eifer, in der Religion, und den Sitten rein und gut war. Aber weit mehr beſitzt ſie, welches durch böſe Kunſtgriffe, und tauſenderley Intriguen am meiſten von Rom erworben worden.** Sofort greift er das Geſchenk des Kaiſer Conſtantius (Donationem Conſtantini) an. Gewiß, die Päpſte ſind dieſes Titels nicht benöthiget, für ſie ſtehen genug die Schankungen Pipins, Karls des Großen, welche vom Otto und Rudolph von Habsburg beſtättigt und erneuert worden.

1ſtens antworte ich: Limnäus, und alle, die mit ihm aus einem Tone reden, könnten von den Prieſtern mit einer Injurienklage belangt werden. Wer etwas behauptet, der muß es auch erweiſen. Die **ſchlimmen Kunſtgriffe** müſſen folglich erwieſen werden.

2tens. Wenn es nur zweifelhaft wäre, ob dergleichen Künſte angewendet worden, oder, wenn auch die Kirche keinen Titel aufzuweiſen hätte, ſo müßte zum Beſten der Kirche geſprochen werden, und man könnte ſie aus dem Beſitze ohne Ungerechtigkeit nicht vertreiben. So wollen es alle uns bekannte Rechte. Denn wenn es genug wäre, aus Argwohn einem Beſitzer ſein Gut zu nehmen, ſo wäre von dieſer Stunde an kein einziger Menſch nur einen Tag mehr ſicher. Auf ſo ſchönen Grundſätzen beruhet die Lehre der unglaubigen und falſchen Staatiſten.

3tens. Geſetzt auch, daß dieſe Proben gut und giltig ſind, ſo zweifle ich doch noch, ob nicht durch die Verjährung, Präſcription, ja durch eine doppelte, fünffache, und mehr, als von unerdenklichen Zeiten her, geleitete Verjährung die Kirche das, was ſie hat, fernerhin mit Rechte behalten könne. Die Präſcription gründet ſich ja im bürgerlichen Rechte, ob ſie ſchon bey den Völkern, das iſt, in dem Völkerrechte niemal Statt finden wird. Man könnte vielleicht von allen Nationen ein gleiches, wie einige von der Kirche, behaupten. Das meiſte, was ſie haben, kömmt von andern, die darum betrogen, oder mit Gewalt gebracht worden.

4tens. Doch wo iſt in Beſtättigung der böſen Kunſtgriffe ein Richter, den man nicht von ſich ablehnen, und dawider excipiren könnte?

5tens. Limnäus ſelbſt führt uns auf eine ſehr ſchöne von Franz dem erſten Könige in Frankreich gegebene Antwort, welche er ex Florimundo Ræmundo de origine hæreſum Lib. 4 Cap. 11. anzieht, und alſo überſetzet: „ Als einmal zween „ zu ihrer Zeit groſſe Männer, Caſtellanus, und Budäus in „ Gegenwart des Königs Franz des Großen von dem Urſprun„ ge und den Mitteln redete, wovon die Kirche ihre Güter und

„ Reichthümer herleitet, brach der König in dieſe Worte aus:
„ Sehet, welch ſtattliche Titel, wovon Petrus das Seinige hat!
„ Wenn alle Dokumente, wenn alle Alterthümer in meinen Ar-
„ chiven und Urkunden aller Fürſten unterſucht würden, ſo könn-
„ te man kaum ſo alte, und glaubwürdige Zeugniſſe einer recht-
„ mäßigen Beſitzung finden, als dieſe ſind. Sie gründen
„ ſich auf uralte **Geſchenke**, und auf die Freygebigkeit der
„ Kaiſer, Könige, Fürſten und aller Völker. Andere ſchrei-
„ ben ihre Beſitzungen von Kriegen, Eindringen, Anmaſſun-
„ gen, und unrechtmäßigen Gebrauchnehmungen ihrer Vor-
„ fahrer her.„ So ſpricht ein großer, mächtiger, gerechter,
und weiſer König.

6tens. Als Zeugen ſeiner ſchändlichen Läſterungen führet Limnäus Schriftſteller an, die ſehr wenigen Glauben verdienen, nämlich den **Bodinus** einen geſchwornen Feind der Kirche, den **Henricus Stephanus**, einen verbitterten Calviner, auch den **Sleidanus**, den ſelbſt Kaiſer Karl der fünfte für einen Lügner erkläret, und endlich den **Silhon** einen Politikus, der nur den Geitz und die Simonie einzelner Geiſtlichen durchläßt, und gar nicht als ein Zeuge limnäiſchen Läſterungen anzuſehen iſt, welche behaupten, daß **weit mehr** durch Liſt und falſche Kunſtgriffe von der Kirche erworben worden. Geſetzt auch, wir gäben dem Limnäus zu, daß gottloſe Prieſter, und deren viele geweſen, die dem Gelde und den Gütern nachgejaget, und aus Habſucht ſogar die heiligen Sachen verkaufet. Aber das können wir ihm nie zugeben, daß **weit mehrere** Kirchengüter räuberiſch und gottlos gewonnen worden. Limnäus muß es erproben, dieß fordern die beleidigten Prieſter, und er muß es durch tüchtige Urkunden und Zeugniſſe erproben.

7tens. Unterdeſſen können die Anhänger und Lehrlinge des Limnäus ihren Unmuth in etwas ſtillen, wenn ſie wiſſen, daß nicht nur jene böſe Geiſtlichen, ſondern das ganze

ehrliche und fromme Prieſterthum ſehr vieles ſchon verloren, nicht blos ungerecht erworbenes Geld, ſondern auch ganze Güter und Gründe, die ehemals zum Lohne der groſſen Verdienſte der heiligſten Männer der Kirche geſchenkt worden. Gleichwie es alſo für die Frommen und Gutgeſinnten ein Troſt wäre, ſehen, daß die Wucherer, Räuber, Unterdrucker der Waiſen, um ihr gottlos zuſammengerafftes Gut kommen: alſo hätte auch den Limnäus dieſes tröſten ſollen, daß ſehr viele Güter von der Geiſtlichkeit, die er für räuberiſch anſieht, hinweg gekommen ſind.

8tens endlich, da er ſpricht, daß die Kirche ehemals gut geweſen, und zu jener Zeit mit beſtem Rechte ſehr vieles erhalten, ſcheint er ſoviel ſagen zu wollen, daß die Kirche nachher aus der Art geſchlagen. Und dieſes iſt eine alte Einwendung der Ketzer. Aber Limnäus merkt hier nicht, daß, wenn wir auch dieſes zugäben, ihm ſelbſt ein Unheil bevorſtünde. Hätten wohl die Prieſter allein aus der Art geſchlagen, die übrigen wären mit ihm der apoſtoliſchen Lehre, dem apoſtoliſchen Geiſte, und Lebenswandel getreu verblieben? Wahrhaftig, das wäre ein großes Wunder. Denn insgemein heißt es: **Wie das Volk iſt, ſo iſt die Geiſtlichkeit.** Was können ſich wohl alſo gleich übelgeartete Menſchen vorwerfen? Zu Luthers Zeiten wurde ja die Kirche der alten Kirche gleich, doch in einem ganz andern Verſtande, als Limnäus meynet. Denn wie in der alten Kirche im erſten, zweyten, und dritten Jahrhunderte eine große Menge Ketzereyen aus der Kirche hervorgegangen: alſo kamen auch da durch Luthers Anführung verſchiedene Ketzereyen zum Vorſcheine, die ſich mit Gewalt von der Kirche trennten, und vollkommen ſo beſchaffen waren, als die Ketzereyen in den erſten Jahrhunderten. Auf einer andern Seite können wir und Herr Limnäus noch eine Vergleichung der heutigen Kirche mit der alten anſtellen. Die alte Kirche war gut, man kann dieſes daraus abnehmen, weil

ſie immer diejenigen, deren Lehren von ihrer Lehre abgiengen, verworfen, und nicht als ihre und Chriſti Kinder angeſehen. Die jetzige Kirche muß alſo auch gut ſeyn, weil ſie eben das nämliche thut, und fernershin thun wird. Hat die alte Kirche deßwegen, weil ſie gut war, was ſie bekam, mit Rechte bekommen und billig erhalten, ſo muß die heutige Kirche, die eben ſo gut und wohl beſtellt iſt, als die alte, was ihr zukömmt, auch gleich recht, und billig erlangen. Allein, was rede ich hier? Verlangen doch die Geiſtlichen nicht einmal neue Güter, neue Pfründe: Sie wollen nur, daß ihnen das unverletzt verbleibe, was ſie vorlängſt erhalten, und alſo rechtmäßig beſitzen. Von dieſen dürfen ſie ſich keineswegs verdringen laſſen, und in Erhaltung dieſer ihrer Güter müſſen ſie ſelbſt vom Staate, wenn noch Recht und Billigkeit in der Welt iſt, unterſtützet werden.

Fünfzehente Unterſuchung.

Würde die allgemeine Noth und Schwäche einer Republik aufhören, wenn man das, was man den Prieſtern nähme, unter die andern Glieder des gemeinen Weſens vertheilte?

Die Klagen von einer faſt allgemeinen Armuth und Bedürfniß ſind jetzt etwas, das man alle Tage, und in allen Ländern hören kann.

Und gewiß iſt es, die Klagen von der Menge der Armen, von der Menge der groſſen Schulden, die nicht nur ganze Staaten, ſondern auch einzelne Glieder und Bürger derſelben beläſtigen, ſind ſehr gegründet.

Welch herrliches Feld ſehe ich hier ausgebreitet, wo man ſich unendlich lange aufhalten könnte, und worein ſich ein Politikus weit eher vertiefen ſollte, als in ſeine Nachforſchungen, und Anſchläge, wie man die Unterthanen ausſaugen, und ganze Armeen Bettler machen kann. Ich bin der Mann nicht, der in dergleichen Sachen einen Ausſpruch zu geben hat. Auch leidet es der Umfang des gegenwärtigen Buches nicht, das ohnehin größer wird, als ich mir vorgenommen.

Gleichwie es aber keinem einzigen Menſchen verbothen ſeyn ſoll, zum Beſten des Volkes ſeine Gedanken zu eröffnen, wenn er nur hierinnfalls die gehörigen Schranken der Beſcheidenheit nicht überſchreitet, ſo wird es auch mir erlaubt ſeyn blos dieſes zu ſagen, daß mir die meiſten Hilfsmittel, welche man zur Steuer der allgemeinen Armuth vorſchlägt, eher das Gegentheil zu bewirken, und das Elend zu befördern ſcheinen.

Einige dringen ſehr ſtark auf die Handelſchaft, auf das Commercienweſen, und halten dieſes Mittel für das allertauglichſte. Allein ich denke darinn weit anderſt, und glaube vielmehr, daß das betriebene Commercium zur Armuth und Bedürfniß ſehr viel beytrage, und dieſes in den meiſten heutigen Staaten, die faſt alle über ihre Noth und Schwäche klagen.

Gewiß dieſe Noth wird nur immer deſto mehr ſich zeigen, jemehr man bedacht iſt, die Commercien empor zu bringen. Das iſt nun der erſte, und vielleicht nach vieler Meynung der ungereimteſte Satz.

Einige giebt es auch, die der Noth abzuwehren immer neue Titel zu Geldforderungen erfinden. Ich muthmaſſe aber nicht, daß der Satz gar ſelten, außerordentlich, und ungereimt

klin-

klingen ſollte, wenn ich behauptete, daß es keinen ſchnellern Weg gebe, das Elend des Staates vollkommen zu befeſtigen, ja gleichſam herbey zu rufen. Limnäus bringt davon ein ſchönes Beyſpiel von Frankreich an. Reg. Franc. Lib. II. Cap. 7. Litt. yyyy.

Auch ſind viele der Meynung, daß die Güter und Einkünfte der Geiſtlichen an der ſo großen Armuth der Länder Schuld haben, und daß der Ueberfluß und die allgemeine Glückſeligkeit, ja die alten güldenen Zeiten wieder zurücke kehren würden, wenn man entweders dieſelbe gänzlich einzoge, und unter die andern Glieder vertheilte, oder ſie wenigſt ſchmälerte, und durch Geldpreſſungen erſchöpfte. Solchen Nutzen verſpricht ſich der ſophiſtiſche und verführeriſche Auctor der Schrift, **der Geiſt der Geſetze**, von dem wir ſchon öfters geſprochen.

Die Herren Verfaſſer des **Schauplatzes der Natur** erklären dieſe politiſchen Syſteme, und ſagen ſodann: **daß ſie gänzlich überzeugt wären, daß dergleichen Anſchläge dem Staate keineswegs zum Reichthum, und zur Genugſamkeit verhilflich ſeyn könnten, ſondern daß vielmehr dadurch die allgemeine Noth und das Elend ſich vergröſſern würde.** Die Herren Verfaſſer führen aber dieſe ihre Antwort nicht weiter aus, weil ſie zu andern Dingen ſchreiten, zu den Hilfsmitteln nämlich, wodurch man die Armen, und Bettler von dem Müßiggange abziehen, und ernähren könne.

Ich kann mir einigermaſſen ſchmeicheln, daß man, obgleich in gegenwärtigem meinem Buche dieſe Frage nicht ſonderheitlich behandelt worden, daß man doch, ſage ich, überall deutlich ſehen könne, daß die Einkünfte der Prieſter dem gemeinen Weſen nichts ſchaden, daß ſie auf keine Weiſe

an

an der Armuth der Völker ſchuldig ſind, und daß dieſelbe darum nicht abnehmen würde, wenn auch ſchon die Prieſter nicht das mindeſte mehr von Gütern und Ländereyen hätten.

Ich muß aber doch nunmehr einige Gründe zu Beſtärkung meines Satzes anführen; denn gewiß dem Staate liegt hieran ſehr viel.

Erſtens ſage ich zwar: Ehe und bevor die katholiſche Geiſtlichkeit Güter und Gründe beſaß, und zu der Zeit, da die Apoſtel, ſo zu ſagen ohne Sack und Pack geſchicket wurde, beklagte ſich die Welt nichts minder dennoch über die Armuth, und in der That war auch damals eine große Menge von Nothleidenden, und Bettlern, und zwar in jenen Ländern, die vollkommen nach dem Wunſche unſrer heutigen Staatiſten eingerichtet waren. Dieſe ſind, Aſien, Aegypten, Griechenland, Italien. Man ſieht es aus den Geſchichten, wie ſehr dieſe Reiche mit ſchlechten, unnützen Leuten und Bettlern angefüllt waren. Daher ſind die Reichthümer und Güter der Geiſtlichkeit nicht überhaupts die Urſache des Mangels und der Dürftigkeit: und wenn man ſie auch hinweg nimmt, wird doch weder die Urſache dieſes Mangels, noch der Mangel ſelbſt aufhören.

Zweytens. Zu den Apoſtelzeiten waren alle Chriſten arm, und lebten zugleich mit ihren geiſtlichen Vätern, Apoſteln und Prieſtern ſehr dürftig. Die Armuth der Apoſtel machte die Chriſten nicht reich, und ſie werden auch jetzt noch nicht durch die Dürftigkeit der Prieſter reich werden können.

Drittens. Die Apoſtel, wie geſagt, machten die Chriſten eben nicht **reich**; aber dieſes brachten ſie zuwegen, daß Niemand *arm ſeyn*, und **Mangel leiden** dörfte. Auf ſolche Weiſe beförderte hier das Prieſterthum nicht die Armuth, ſondern die Genugſamkeit. Es ſteuerte vielmehr der

Dürf-

Dürftigkeit, und half den Nothleidenden auf. Denn wie die Apoſtelgeſchichte bezeuget, ſo wurden gleich nach der erſten Predigt des heiligen Petrus drey tauſend Perſonen bekehret. **Es waren auch alle die beyeinander, die da glaubeten, und hielten alle Dinge gemein. Und ſie verkauften ihre Erbſchaften, und Güter, und theilten ſie allen aus, nachdem einem Jeglichen Noth war.** 2 Kap. 44 V. Es iſt hier nicht von den Apoſteln die Rede: Denn dieſe hatten ſchon alle das Ihrige verlaſſen; ſondern von den übrigen, von den neubekehrten Chriſten. Dieſe verkauften ihre Gründe. Wollen alſo die heutigen Chriſten ihre Geiſtliche zu der Armuth der Apoſtel verweiſen, ſo müſſen ſie ſich auch ſelbſt entſchlieſſen, gleich obbemeldten Chriſten ihre Güter zu verkaufen, damit alsdenn die Dürſtigen dadurch können ernähret werden, und zwar von den Händen der Apoſtel, das iſt, der Prieſter. Denn, wenn die Apoſtel nichts haben, und auch von den Reichen nichts bekommen, können ſie den Armen nichts mittheilen, und die Armen werden arm bleiben. Wir wollen aber aus der heiligen Schrift ſelbſt die Urſache hören, warum die Apoſtel die Armuth aufgehoben haben. In der Apoſtelgeſchichte 4 Kap. 34 Vers heißt es alſo: **Denn keiner war unter ihnen, der Mangel hatte.** Warum aber, und wie? Die Antwort folget ſogleich: **Denn ſoviel ihrer waren, die Aecker oder Häuſer hatten, die verkauften ſie, und brachten das Geld der Güter, die ſie verkauft hatten, und legten es vor die Füße der Apoſtel. Es ward aber einem Jeden ausgetheilet, nachdem es einem Jeden noth war.**

Man konnte hier aber einwenden. Warum theilten es die Innhaber der Güter nicht gleich ſelbſt aus? Warum brachten ſie es zu den Apoſteln? Dieß iſt wider die Politik. Auf dieſe Art werden die Apoſtel reich, welche nach den Grundſätzen der Politik arm ſeyn ſollten. Denn wenn die Apoſtel

reich ſind, giebt es viele Arme in der Republik. Die Reichthümer der Apoſtel ſind Urſache der allgemeinen Armuth in einem Staate. Man muß den Apoſteln die Reichthümer nehmen.

Nein: antworten die alten und guten Chriſten. Man muß die Reichthümer zu den Füſſen der Apoſtel bringen. Die Reichthümer der Apoſtel werden alle Armuth vertreiben. Wenn wir wollen, daß Niemand unter uns arm ſeyn ſolle, müſſen wir unſere Habſchaften zu den Apoſteln bringen, damit ſie theils ſelbſt davon leben, theils auch andern die nöthigen Lebensmittel reichen können.

Die Chriſten konnten auch verſchiedene Urſachen haben, warum ſie das Geld nicht ſelbſt austheilen wollten. Eine davon zeiget uns gleich das folgende fünfte Kapitel der Apoſtelgeſchichte, welches alſo anfängt: **Aber ein Mann mit Namen Ananias, ſamt Saphira ſeinem Weib, verkaufte ſeinen Acker, und er entwendete etwas vom Gelde des Ackers, mit Wiſſen ſeines Weibs: und er brachte einen Theil davon, und legte ihn zu den Füſſen der Apoſtel. Petrus aber ſprach: Anania, warum hat der Satan dein Herz eingenommen, dem heiligen Geiſte vorzulügen, und etwas vom Gelde des Ackers zu entwenden? Bliebe er nicht dein, da er dein war? Und als er verkauft war, war da das Geld nicht in deiner Macht? Warum haſt du dieſes Ding in deinem Herzen vorgenommen? Du haſt nicht den Menſchen, ſondern GOtt vorgelogen. Als aber Ananias dieſe Worte hörete, fiel er nieder.** Eine Urſache alſo, warum man das Geld zu den Apoſteln brachte, war dieſe, weil man nämlich den übrigen Chriſten minder trauen dorfte. Denn wenn ſelbſt diejenigen, welche, wie Ananias das Jhrige GOtt geopfert hatten, ſo leicht der Verſuchung nachgaben, und ſich

einen

einen Theil davon zueigneten; um wievielmehr wäre dieſes von andern, welchen die Austheilung des Almoſen obläge, zu beförchten. Auf die Apoſtel hingegen hatte Jedermann ein groſſes Vertrauen, weil ſie die Urheber und gleichſam der Urſprung dieſes Werkes waren. Denn auf ihr Predigen, und Ermahnen geſchahe es, daß man die Schätze zuſammen brachte, um ſelbe unter die Armen auszutheilen. Wie ſollte alſo das Volk nicht gerne wünſchen, daß man die Schätze allezeit den Apoſteln, als gleichſam den Schatzmeiſtern der Armen einlieferte?

Wir wollen nun von den heutigen Umſtänden, wenn es nöthig iſt, reden. Wenn man alle Prieſter will arm machen, und ihnen gar nichts Ueberflüßiges mehr zukommen laſſen, ſo höret das Prieſterthum auf. Wir werden bald keine Prieſter mehr haben; denn von der Luft kann Niemand leben. Mit den Prieſtern wird auch das Predigen, und Ermahnen, mit dieſem die Freygebigkeit der Chriſten im Almoſen geben aufhören; und alſo nothwendig die Armuth, und das Elend gleichſam ſtuffenweiſe zunehmen.

Wenn aber die Armen ihr Almoſen nicht von den Händen der Prieſter, ſondern von dergleichen Lajen, welche dem Ananias gleich ſind, zu hoffen haben, ſo iſt es mit ihnen geſchehen. Denn was für eine Treue können ſie ſich wohl von jenen verſprechen, deren Gemüther wer weis was für ein GOtt antreibet, daß ſie nicht nur von dem Ihrigen zurücke halten, ſondern auch den Prieſtern dasjenige zu entreiſſen für gut finden, was ihnen andere gegeben, was ihnen andere zur Ehre GOttes geſchenket, und zwar mit den erſchröcklichſten Fluchworten auf diejenigen, welche dieſe GOtt geheiligte Güter unrechtmäßiger Weiſe anzugreifen ſich unterſtehen würden. Was für eine Hoffnung können die Armen in diejenigen ſetzen, welche ſich ſogar von den ewigen Verwünſchungen der Stifter und

Stifterinnen nicht abhalten laſſen, ihre begierige Hände nach den Schätzen der Prieſter auszuſtrecken, welche dieſen zur Hilfe der Dürftigen ſind überlaſſen worden?

Eine andere Urſache, warum man das Almoſen der Armen zu den Apoſteln brachte, entdecket uns das 6 Kap. der der Apoſtelgeſchichten. Damit nämlich aller Streit zwiſchen den Chriſten, welche von ungleichem Stande waren, vermieden wurde, nahmen die Apoſtel ſelbſt ſamt den von ihnen beſtellten Diakonen dieſe Austheilung vor. Die Diakonen waren aber durch die Auflegung der Hände zu dieſem geweihet, und alſo wider das Mistrauen, und Murren des Volkes genugſam verſichert.

Aus dieſem erhellet, daß die Gemeinſchaft der Menſchen ſchon damals durch dieſes nicht arm geworden, weil man die Apoſtel mit ſehr vielen Reichthümern überhäufte, ſondern daß vielmehr die Armuth abgenommen, ſo lang man gegen ſie freywillig geweſen. Vor den Apoſteln hatte die Armuth bey den Juden und Heiden deßwegen eingeriſſen, weil beyde keine genugſame Bewegurſache hatten, ſich des Ihrigen zu berauben, und es einem Dürftigen zu geben. Die Apoſtel gründeten aber dieſe Bewegurſache auf die Lehre und das Beyſpiel JEſu, und auf die Verheißung des ewigen Lebens.

Man muß hier nicht fordern, daß auch unſere Prieſter gleich den Apoſteln dieſe Bewegurſache mit Wunderwerken bekräftigen.

Denn ich antworte 1ſtens, daß nichts daran liege, was immer für Mittel die Prieſter anwenden, wenn ſie nur erlaubt und geziemend ſind, und wenn die Armen bey ihnen jene Hilfe finden, die ſie bey den Apoſteln gefunden, welches auch in der That geſchiehet. 2tens antworte ich. Wenn

ſich

ſich auch unſere Prieſter nicht aller jener Mittel bedienen, deren ſich die Apoſtel bedienet haben, nämlich der Wunderwerke: ſo gebrauchen ſie ſich doch einiger, nämlich des Predigens, und des Beyſpieles, welches genug iſt. Uebrigens fehlet es auch an Wundern nicht. Denn iſt es nicht für ein Wunder zu halten, daß die katholiſche Geiſtlichkeit ihre Güter noch heut zu Tage unverletzt beſitze, ungeachtet ſo vieler Anſchläge und Nachſtellungen derjenigen, welche glauben, daß ſie und die Völker, unter denen ſie leben, katholiſch ſeyn können, wenn ſie auch ſchon die Geiſtlichkeit ausrauben?

Es ſcheinet mir aber, daß kein Reich katholiſch bleiben könne, in welchem den Geiſtlichen ihre Güter genommen, oder wenigſt alſo geſchmälert werden, daß die Armen nichts mehr davon zu hoffen haben. Chriſtus verſtund dieſe Sache gewiß beßer, als einige, welche aus der Schule des Machiavel, Bodinus, oder Puffendorfs herkommen. Chriſtus ſagte den Apoſteln, welche wegen den Armen bekümmert waren, und zugleich ihren Nachfolgern vor: **Dann ihr habt die Armen allezeit bey euch: und wenn ihr wollet, ſo könnt ihr denſelben Gutes thun: aber mich habt ihr nicht allezeit.** Marc. 14 Kap. 7 V. Dieſes ſagte aber Chriſtus nicht nur von den damaligen Zeiten, ſondern auch von den zukünftigen, und von den unſrigen. Denn er ſetzet gleich hinzu: **Wahrlich ich ſage euch: wo man dieß Evangelium predigen wird in der ganzen Welt, da wird auch daſſelbe erzählet werden, was ſie** (das Weib, welches die Füſſe des Herrn ſalbete) **gethan hat, zu ihrer Gedächtniß.** Folglich wird auch euer Widerſpruch und meine Weißagung, daß die Armen allezeit bey euch bleiben werden, und daß ihr ihnen allzeit werdet helfen können, wenn ihr nur wollet, überall erzählet werden. So lang die Prieſter nicht werden aufhören zu wollen, wird Chriſtus nicht aufhören zu machen, daß ſie können. Wo immer alſo das wahre Wort

GOttes geprediget, und gelehret wird, können die Prieſter allezeit hoffen, ſo reich zu bleiben, daß ſie den Dürftigen reichlich beyſpringen können. Hingegen iſt zu förchten, daß diejenigen, welche den Prieſtern das Ihrige nehmen, zu gleicher Zeit auch das wahre Evangelium von ſich ſtoſſen.

Jetzt muß ich auch jenen antworten, welche glauben, daß der Armuth abgeholfen ſeyn würde, wenn man die Gründe der Geiſtlichen unter andere austheilte.

Gleich anfangs fällt mir die Fabel von der Theilung der Bärenhaut ein. Denn wer ſollte wohl dieſe Gründe bekommen? Der Fiſcus? Dieſer iſt ja das gemeine Weſen nicht, wie ich oben gezeiget; und alſo ſehe ich gar nicht ein, wie dieſes für die Armen vortheilhaft ſeyn könnte.

Vielleicht ſoll man ſie dem Adel überlaſſen, damit dieſer deſto anſehnlicher würde? Wiederum eine ſchlechte Hoffnung für die Armen. Denn ſollten auch gleich Adeliche zu Reichsfürſten erhoben werden, ſo glaube ich doch, daß es noch immer genug, ja vielleicht noch mehr Arme geben würde.

Daß dieſe Gründe unter die Bürger und Bauern ausgetheilet werden, iſt ohnehin keine Hoffnung: und wenn es auch geſchähe, ſo würden endlich auch dieſe Bürger und Bauern zu Edelleuten werden, und mit großer Pracht und Ueppigkeit zu leben anfangen. Durch dieſes würden ſie aber anſtatt den ſchon ohnehin Armen zu helfen, neue Arme machen.

Am allerwenigſten aber iſt zu hoffen, daß man dieſe Gründe unter die Armen ſelbſt vertheilte. Es wäre auch vielleicht nicht rathſam: denn aſperius nihil eſt humili, cum fertur in altum. Ich förchte, daß ſie ſich in die unerwarteten Reichthümer nicht ſchicken, und aus Uebermuth die andern gar verzehren würden.

Wenn

Wenn ſich meine Gegner in ihrer Lehre immer gleich bleiben wollen, müſſen ſie ſelbſt bekennen, daß dergleichen Veränderungen dem Staate höchſt ſchädlich wären. Denn wenn adeliche, oder bürgerliche Güter dem geiſtlichen Stande zufallen, ſagen ſie, daß der Republik ein Schaden zugehe, weil dieſe Güter für die übrigen Stände gleichſam ſterben, obwohlen dieſes ganz falſch iſt. Folglich, wenn geiſtliche Güter einem andern Stande zukommen, müſſen ſie nothwendiger Weiſe gleichfalls ſagen, daß dieſes dem gemeinen Weſen ſchade, indem ja dieſe Güter auch in Abſehen auf den geiſtlichen Stand ſterben. Wenn ſie anderſt reden, widerſprechen ſie ſich ſelbſt, und zeigen, daß ſie die Sache nur nach ihrem Eigendünkel, nicht aber nach der wahren Weſenheit derſelben betrachten.

Wie wäre es aber, wenn man die Gründe der Geiſtlichen alſo vertheilte, daß ſowohl der Fiſcus, als der Adel, ſamt den übrigen Ständen ihren Theil davon bekämen?

Auf dieſes antworte ich: Was nützt es dem gemeinen Weſen, wenn man einem Gliede etwas nimmt, und zu dem andern hinzuſetzet? Eben ſoviel, glaube ich, als es einem Menſchen nützt, wenn er etwas von der rechten Hand in die linke leget. Endlich was haben die Armen für einen Vortheil aus dieſem? Ich förchte immer, daß die Herren Puffendorfianer mehr für ſich als für die Armen ſorgen. Alle diejenigen, welche die Güter der Geiſtlichkeit bekämen, würden ſagen: Wir geben aus dieſen Gründen eben ſoviel Almoſen, als ehemals die Prieſter gegeben: mehr geben wir nicht. Und geſetzt auch: daß ſie dieß ihr Verſprechen getreulich erfüllten, geſetzt, daß ſie eben ſoviel als die Prieſter gäben, was folget daraus? Wird deßwegen der Armuth abgeholfen ſeyn? Was liegt daran, ob die Prieſter oder andere Stände dieſes Almoſen geben, wenn beyde das nämliche geben?

Was ich hier von allen Ständen insgeſamt geredet habe, iſt auch von jedem ins beſondere zu verſtehen. Wenn der Fürſt oder der Fiſcus alle, oder einige geiſtliche Güter bekäme, würde er wohl gegen den Armen freygebiger ſeyn, als die Prieſter? Ich zweifle ſehr. Giebt er aber eben ſoviel, ſo iſt es wieder zu Austilgung der Armuth nicht erklecklich. Das nämliche iſt von dem Adel- Bürger- und Bauernſtande zu verſtehen.

Ich will aber jetzt das gemeine Weſen ſelbſt betrachten, um zu beweiſen, daß die Armuth auf dieſe Art vielmehr vergrößert, oder wenigſt nicht vermindert würde.

Zween Stände, wenn ich mich nicht irre, ſind in dem gemeinen Weſen, welche ſich von dem Ihrigen erhalten, nämlich die Grundherren, und die Grundholden. Die erſten müſſen von ihren Gründen ernähret werden, weil ſie ihnen zugehören. Denn weſſen die Sache iſt, deſſen ſind auch die Früchte: ſie mögen ſie alsdann ſelbſt bearbeiten, oder einem andern vermiethen. Die Grundholden aber müſſen von eben dieſen Gründen ernähret werden, weil dieß ihr Lohn iſt. Mit dieſem Bedingniße haben ſie dieſelben von den Grundherren empfangen; es ſey hernach per Emphyteoſin, oder durch eine eingeſchränkte Erbſchaft geſchehen.

Die übrigen Bürger wären alle arm, wenn ſie von dieſen zweenen nicht unterhalten würden. Z. B. Es mag ein Lederer mit aller Mühe eine Ochſenhaut zugerichtet, und das beſte Leder daraus verfertiget haben, ſo kann er doch davon nicht leben. Denn es iſt weder zum eſſen, noch zum Frucht bringen dienlich. Deßwegen geht er zum Schuſter, giebt ihm das Leder, und nimmt dafür das Geld. Er würde aber auch ſamt dieſem Hunger leiden müſſen. Er geht dann weiter, und kauft ſich vom Becker ein Brod, welcher ebenfalls die nöthi-

ge Zugehör dazu von dem Grundherrn oder Grundholden erkaufet hatte.

Die Grundholden ſind allezeit von einerley Gattung. Die Grundherren hingegen können gleich, oder auch unterſchieden ſeyn. Daran liegt aber dem gemeinen Weſen ſehr wenig, wenn ſie nur nicht zuviel, oder zu wenig ſind.

Nach jetziger Einrichtung finde ich drey Gattungen der Grundherren, **Erſtens** die Prälaten, oder auch einige gemeine Pfarrer.

Zweytens. Die Adelichen von verſchiedenem Range. **Drittens** einige Unadeliche, welche aber doch Bauerngüter beſitzen. Weil aber der letztern ziemlich wenig ſind, ſo wollen wir ſie nicht ins beſondere, ſondern gleich mit den Adelichen betrachten. Denn obſchon ſie ihnen am Range nicht gleichen, ſo ſind ſie doch in Abſicht auf das Eigenthum von von ihnen nicht unterſchieden.

Wir wollen nun anfangen alle Güter der Republik unter die Bürger auszutheilen. Die Gründe gehören zwar dem Grundherrn allein. Ein Theil der Früchten aber gehöret dem Grundholden. Was alsdann die übrigen Bürger ferner durch unzählige Künſte mit dieſen Früchten gearbeitet haben, verkaufen ſie dem Grundherrn oder Grundholden wiederum, und verdienen ſich alſo auch durch ihren Fleiß einen Theil von den Gütern dieſer beyden.

Schon von der Sündfluth, ja vielleicht gar von Anbeginn der Welt her ſind die Güter nicht gleich ausgetheilt geweſen. Die göttliche Vorſicht erwählte ungleiche Stände der Menſchen, damit einer mehr der andere weniger beſitze. Wer dieſes recht erwäget, muß darinnen die Urſache vieler

hundert wunderlichen Begebenheiten erkennen, welche hier zu erzählen, zu weitläuſtig ſeyn würde. Die Verfaſſer des Schauplatzes der Natur haben etwas weniges davon berühret.

Es ſcheinet der Vernunft ziemlich gemäß zu ſeyn, daß diejenigen mehr Güter zuſammen häufen, welche für mehrere Menſchen zu ſorgen haben: nicht deßwegen, daß ſie mehr als andere verſchwenden können, ſondern weil ſie auch andern in ihren Nöthen beyſpringen müſſen.

Aus dieſem folget, daß, obwohlen die Stände der Menſchen an der Zahl ungleich ſind, und es weit mehr Grundunterthanen als Herren giebt, doch jenen deßwegen kein gröſſerer Theil von Gütern gebühret, als dieſen, indem ſie nicht für ſo viele Perſonen zu ſorgen haben. Es iſt genug, und man handelt mit ihnen ehrlich, wenn man ihnen allein zuſammen ſoviel zueignet, als wenige Herren beſitzen. Ich weis gar wohl, daß in einigen Ländern das Widerſpiel geſchehe, und die Grundunterthanen reicher ſind, als ihre Herren. Es iſt auch dieſes nicht von ohngefehr, und ohne ſeine Urſache eingeführet worden.

Da ſich nun dieſes alles alſo verhält, wollen wir die Güter des gemeinen Weſens in gleiche Theile unter die vier Stände derſelben austheilen, von denen die zween erſten die Herren, die zween andere aber die Arbeitsleute ausmachen. Jene ſind der geiſtliche und adeliche Stand: dieſer der Bürger- und Bauernſtand.

Den fünften Stand machen die Armen aus, welche weder ein Eigenthum beſitzen, noch ſich mit Handarbeit etwas verdienen können, oder wenigſt nicht ſoviel haben, als ihnen nöthig wäre. Weil man nun dieſen, als Menſchen, keinen Mühlſtein an den Hals henken, noch ſie in das Meer

verſenken darf, müſſen ſie von fremden Gütern zehren; und die übrigen 4 Stände ſind vermög des natürlichen Geſetzes ſchuldig, zu ihrer Erhaltung von dem Ihrigen etwas beyzutragen.

Wenn nun dieſe vier Stände gleiche Theile des gemeinen Weſens beſitzen, ſo iſt es billig, daß ſie auch gleiche Theile von dem, was ſie überflüßiges haben, zum Unterhalte der Armen beyſteuern.

Doch wir wollen dieſe Gleichheit nicht eben ſo genau nehmen, ſondern freywillig den Zuſtand der Geiſtlichen verſchlimmern. Wir wollen ſagen, daß ſie gleiche Einkünfte mit den Adelichen oder Bürgern haben: aber mehr Almoſen als dieſe geben müſſen. Wer immer die Wahrheit liebet, muß bekennen, daß die Geiſtlichkeit wirklich das erfülle, was ich hier ſage. Niemand wird läugnen, daß ſie mehr Almoſen gebe, als andere Stände.

Um nun der Sache näher zu kommen, wollen wir ein kleines gemeines Weſen ſetzen, von welchem wir hernach auch auf ein größeres ſchlieſſen können: denn das Verhältniß bleibt immer das nämliche. Denn wenn ich ſage, daß das gemeine Weſen aus 8000 Perſonen beſtehe, und 8000 fl. Einkünften habe, ſo kommen nach einer gleichen Theilung jedem von den 4 Ständen 2000 fl. zum Guten. Wenn ich aber ſage, daß das gemeine Weſen aus 8 Millionen Menſchen beſtehe, und 8 Millionen Einkünften habe, ſo wird jeder Stand 2 Millionen bekommen: und das Verhältniß eines Standes gegen den andern iſt wieder wie oben.

Wir wollen ſetzen, daß das gemeine Weſen aus 8000 Menſchen beſtehe, und 3200000 Gulden, oder man ſetze eine andere Münze, jährliche Einkünften habe. Wenn man dieſe Summe unter 4 Stände gleich abtheilet, ſo treffen einen

jeden Stand 800000 fl. Aus dieſen Einkünften muß jeder Stand etwas für einen neuen fünften Theil, nämlich zu Ernährung der Armen beytragen. Geſetzt, es ſind 1000 Arme. Zu einem Antheil wollen wir ihnen 20000 fl. beſtimmen, zu welchem der geiſtliche Stand 8000, die übrigen Stände aber ein jeder nur die Helfte, das iſt, 4000 beyſteure. Wenn man 20000 fl. unter 1000 Arme gleich austheilet, bekömmt jeder 20 fl. Es iſt aber gewiß, daß die Austheilung ungleich, und nach Maße der Armuth eingerichtet ſey. Wir wollen dieſes klärer in folgender Tabell ſehen.

Perſonen.		Einkünfte Aller zuſammen.	Einkünften eines Jeden ins beſondere.	Almoſen von Allen.	Almoſen eines Jeden ins beſondere
Prieſter,	1000	800000	800	8000	8
Adeliche,	1000	800000	800	4000	4
Bürger,	2000	800000	400	4000	2
Bauern.	4000	800000	200	4000	1
Ueberha.	8000	3200000	—	20000	—
				Was unter die Armen auszutheilen iſt.	
Alle Armen zuſammen,				1000	
Jedem ins beſondere.				20	
Summe,				20000	

Wir

Wir ſetzen nun, daß das gemeine Weſen alſo beſtellet ſey: und wir werden uns nicht viel irren: doch ſo, daß wir an ſeinem Orte noch zeigen können, daß dem geiſtlichen Stande weit weniger für ſich alleine zukomme, als wir hier aufgezeichnet haben, und daß er im Gegentheile dem gemeinen Weſen mehr Nutzen bringe, als die übrigen Stände. Aber ſiehe, es kömmt ein Politikus daher, und heißt mich etwas ändern. Was doch? Er wird ja bey den erſten dreyen Ständen keinen Fehler gefunden haben? Dieſe werd ich wohl recht angezeiget haben? Ich erwarte es ganz leicht. Der geiſtliche Stand wird wiederum übel beſtellet ſeyn. Gut! Wir wollen ihm zu Gefallen verſchiedene Veränderungen machen, und ſehen, ob dadurch der Armuth beßer geholfen ſey.

Perſonen.		Einkünfte Aller zuſammen.	Einkünften eines Jeden ins beſondere.	Almoſen von Allen.	Almoſen eines Jeden ins beſondere
Prieſter,	—	—	—	—	—
Adeliche,	1000	1600000	1600	12000	12
Bürger,	2000	800000	400	4000	2
Bauern.	4000	800000	200	4000	1
Summe	7000	3200000	—	20000	—

Auf dieſe Art werden 1000 Arme ſeyn, und überdieß 1000 arme Prieſter, weil ihnen von dem gemeinen Weſen nichts gewiſſes beſtimmet iſt. Folglich werden 20000 fl. nicht hinläglich ſeyn, 2000 Arme zu ernähren, beſonders 1000 Prieſter, welche mit Studieren, Bethen, und mit der Seelſorge beſchäftiget ſind.

Merke aber erſtens, daß durch dieſes Syſtem die Zahl der Dürftigen, nicht aber das Almoſen zugenommen habe, und mithin das Elend noch mehr angewachſen ſey.

Zweytens, daß die Einkünfte des gemeinen Weſens nicht größer geworden, ſondern die 3200000 fl. wie zuvor geblieben.

Drittens, daß die Zahl jener Leute vermindert worden, die dem Staate helfen, und zu Erhaltung deſſelben von ihren Einkünften hätten beytragen können, und anſtatt 1000 reicher Prieſter 1000 Bettler geworden, die nicht nur nichts nützen, ſondern auch den übrigen Ständen zur Laſt ſind. Ein ſchöner Vortheil für die Republik. Eine ſchöne Hilfe für die Armen, wenn man ihre Menge mit einem neuen Tauſende vermehret.

Viertens förchte ich ſehr, daß ſich der Adelſtand nicht über mich erzörne, daß ich ihm 12000 fl. Almoſen aufbürde, da er zuvor nur 4000 gegeben. Ich legte ihm nämlich den Theil des Almoſens bey, das zuvor die Prieſter gegeben hatten; weil ich ihm auch ihre Einkünfte beygeleget hatte. Aber dieſe Laſt iſt zu groß, ſagen die Adelichen. Ehemals gaben wir von 800000 fl. nur 4000, und jetzt ſollten wir von anderen 800000 fl. 8000 geben? Dieß iſt höchſt unbillig. Von dieſen neuen 800000 fl, geben wir auch nicht mehr, als von den erſten. 4000, nicht 8000 wollen wir geben. Ueberdas begehreſt du, daß wir von eben dieſen prieſterlichen Einkünften das nämliche geben, was der geiſtliche Stand oft gab, wenn er ſeine Zehende, ſein zuſammen geſpartes Geld, ja Gold- und Silbergeſchirre zu Erhaltung des gemeinen Weſens beygetragen. Auf dieſe Weiſe werden dieſe neue Einkünfte um viel geſchmälert; und du willſt uns doch ein doppeltes Almoſen aufdringen?

Wiederum werden die Adelichen ſagen: Wohl artig! Du verſprichſt uns 800000 fl. Einkünfte, von welchen die Prieſter gelebet hatten. Du ſagſt aber nicht, wie, und durch was

was Mittel wir dieſelben erlangen müſſen. Denn wenn wir nicht das nämliche thun, was die Prieſter thaten, können wir ja dieſe Einkünfte nicht hoffen. Alſo werden wir Adeliche auf die Kanzel ſteigen, und predigen müſſen, wenn wir aber mit dem Degen an der Seite hinauf ſteigen, wird wohl das Volk nicht davon laufen? Wir werden die Meße ſingen müſſen, wir, die wir zuweilen kaum eine hören mögen. Wir werden in dem Beichtſtuhle die Sünden unſrer Unterthanen ausforſchen, und unterſuchen müſſen: ſie werden aber dergleichen Beichtväter nicht wollen. Wir werden auch unſere Frauen verlaſſen müſſen, damit wir die Unköſten ſowohl für uns ſelbſt, als für das Land beſtreiten können. Nein: guter Mann! wir danken dir für deine Gefälligkeit, oder wir wollen zwar gerne die geiſtlichen Einkünfte behalten; dieſe Beſchwerniſſe aber kannſt du, wenn du willſt, übertragen.

Ich habe alſo oben (Num. 30 und 31) nicht umſonſt geſaget, daß ich förchte, daß wenn man die Güter der Geiſtlichkeit dem Adelſtande zueignen wollte, dieſer ſich von der Laſt des Almoſens, und andern nöthiger Abgaben, die das gemeine Weſen, und die Armen von dem geiſtlichen Stande bekommen, entſchuldigen würde. Dergleichen Ausflüchten würde auch der Bürgerſtand finden, als welcher ohnehin immer ſchreyt, daß man ihn mit keinem Almoſen beſchweren könne, weil er Stift und Steuer geben muß.

Ich will alſo ein neues Syſtem verſuchen.

Per-

Perſonen.		Einkünfte Aller zuſammen.	Einkünften eines Jeden ins beſoudere.	Almoſen von Allen.	Almoſen eines Jeden ins beſondere
Prieſter,	1000	400000	400	4000	4
Adeliche,	1000	1000000	1000	6000	6
Bürger,	2000	1000000	500	6000	6
Bauern.	4000	800000	200	4000	1
Summe	8000	3200000	—	20000	—

Der Armen ſind 1000, und ihr Antheil iſt wiederum 20000 und etwas darüber.

Auf eine andere Art:

Perſonen.		Einkünfte Aller zuſammen.	Einkünften eines Jeden ins beſondere.	Almoſen von Allen.	Almoſen eines Jeden ins beſondere
Prieſter,	500	400000	800	8000	8
Adeliche,	1000	1200000	1200	6000	6
Bürger,	2000	800000	400	4000	2
Bauern.	4000	800000	200	4000	1
Summe	8000	3200000	—	22000	—

Der Armen ſind 1000, und fünzehen hundert Arme noch dazu, von jenen Prieſtern, denen das Jhrige genommen, und ſie folglich arm gemacht worden.

Auf

Auf 1500 Arme rechnen wir 22000 fl. Almoſen, ſo treffen jeden 1 4$\frac{1}{3}$

(1

3

17

220|00 (1 4$\frac{2}{3}$

155|00)

1

Nach den erſten Einrichtungen hätten jedweden Armen 20 fl. betroffen, jetzt aber iſt es umgekehrt, und es trift ihn um ein merkliches weniger. Mithin iſt das Elend und die Anzahl der Armen vermehrt worden, da man dem Prieſterthume das Seinige entzogen. Zudem weis ich nicht, wie nunmehr 500 Prieſter, da vormals kaum tauſend erklecklich waren, werden im Stande ſeyn, ſo viele geiſtliche Aemter zu verſehen? Aber dieß iſt gewiß die letzte Sorge eines Staatiſten.

Noch auf eine andere Art:

Perſonen.		Einkünfte Aller zuſammen.	Einkünften eines Jeden ins beſondere.	Almoſen von Allen.	Almoſen eines Jeden ins beſondere
Prieſter,	500	200000	400	4000	8
Adeliche,	1500	1200000	800	8000	$5\frac{1}{5}$
Bürger,	2000	1000000	500	5000	$2\frac{1}{2}$
Bauern.	4000	800000	200	4000	1
Summe	8000	3200000	—	21000	—

Theilet man gleich 21000 fl. oder was immer für eine Münzſorte, unter 1000 Arme ein, ſo iſt ihnen nichts geholfen, die Dürftigkeit hört darum nicht auf.

Zwar wird die Anzahl der Adelichen dadurch vermehret, aber keiner von ihnen zufrieden geſtellet ſeyn. Denn gleichwie ein jeder bey der noch großen Menge der Geiſtlichen, 800 fl. jährliche Einkünfte hatte, alſo haben ſie, da nun die Prieſter weniger und ärmer geworden, ebenfalls 800 fl. und keinen Heller mehr.

Samt dieſem allen, daß ſie nicht mehr, als zuvor haben, muß doch jeder ein größers Almoſen, als vorhin abgeben. Vormals gaben ſie 4, jetzt $5\frac{1}{5}$.

Uebrigens ſteckt mir der Zweifel von der Hinlänglichkeit ſo weniger Prieſter noch feſte im Kopfe.

Nicht einmal das iſt zuverläßig, und ohne allen Zweifel, ob die 600000 fl., die 500 Geiſtlichen genommen, und 500 Adelichen zugetheilet worden, nunmehr in den weltlichen Händen eben den Nutzen, als in den geiſtlichen dem gemeinen Weſen leiſten werden. Denn 500 Adeliche werden gewiß den Aufwand ihrer 500 adelichen Frauen, und 2000 adelichen Kinder, die Unterhaltung ihrer Diener und Pferde treflich anzurechnen, und vorzuſchützen wiſſen.

Man erwäge auch, wie es mit der Republik dadurch ſtehen werde, wenn nach dieſem angenommenen Syſteme einem jeden Bürger und Einwohner der Stadt 500 fl., den Geiſtlichen aber nur 400 betreffen werden? Die Prieſter werden ja ſohin genöthiget ſeyn, mehr auf ihren Vortheil und das Hausweſen zu ſehen, oder gar Künſte und Handwerke zu treiben, damit ſie nur ſoviel erlangen mögen, als ein anderer

ehrlicher Einwohner der Stadt haben kann. Sind die Prieſter um die Helfte vermindert, ſo trift die noch übrigen auch um die Helfte mehr Arbeit, und folglich werden ſie gedoppelt beläſtigt, erhalten aber gleichwol nur die Helfte mehr von ihren vorigen Einkünften. Ihre vorige Beſchäftigung verhielt ſich, wie 2. Die nachmalige hingegen verhält ſich, wie 4. Der Lohn aber wie 1. Man bringt ſie daher um drey viertheile. Welch ein unverantwortliches Unternehmen? Bey Schnittern, Taglöhnern, und andern geringen Leuten würde dieſes ungerecht ſeyn. Warum nicht auch bey den Geiſtlichen? Wie? will man vielleicht gar eine auf offenbare Ungerechtigkeiten ſich gründende Republik herſtellen.

Ich muß aber nochmal ein Syſtem, eine neue Einrichtung ausfindig machen, und dann dieſes Feld andern geübtern Leuten zu bearbeiten überlaſſen, doch mit dieſer recht dringenden Bitte, daß ſie, wenn ſie je fortfahren wollen Projecte und Lehrgebäude zu Beraubung der Geiſtlichkeit zu erdenken, und anzunehmen, daß ſie, ſage ich, doch keine machen, womit nicht offenbar dem Staate um ein merkliches geholfen, und die Noth und Armuth verringert, wo nicht gar gehoben wird. Hier iſt nun ein ſehr ſchönes Syſtem.

Perſonen.		Einkünfte Aller zuſammen.	Einkünften eines Jeden ins beſondere.	Almoſen.
Prieſter,	1000	450000	450	
Adeliche,	1000	1000000	1000	
Bürger,	2000	850000	500	gar keines.
Bauern.	4000	800000	200	
Arme, ſo begütert gemacht worden.	1000	100000	100	

Beym erſten Anblicke leuchtet dieſes Syſtem ſehr ſtark in die Augen, und ſcheinet ungemein gründlich, und wohl ausgedacht. 1ſtens, weil die Anzahl der Geiſtlichen nicht vermindert iſt. 2tens, weil das Almoſengeben ein Ende hat. Letztens endlich, weil die Armen zwar nicht reich gemacht, ſondern in mittelmäßige, und erträgliche Umſtände geſetzet ſind.

Allein, da ich dieſes Gebäude etwas reifers überlegte, fand ich einige minder anſtändige Punkte. Vielleicht findet ein Erfahrner deren noch mehrere.

Und 1ſtens zwar. Fordert man von den Prieſtern, daß ſie nachmals auch ſoviel zum gemeinen Beſten von ihren erſparten, und auf die höchſten allgemeinen Nothfälle vorbehaltenen Mitteln beytragen ſollen, wird man dieß umſonſt begehren. Denn da ſie herabgeſetzt, und mittlern Bürgern gleich gemacht worden, können ſie auch nicht mehr, als andere mittlere Bürger reichen.

2tens wird auch alles das aufhören müſſen, was die Geiſtlichen bisher gewiſſen Privatperſonen aus dem Adel, aus den Bürgern, aus den andern Einwohnern der Republik Gutes gethan haben. Die Bauern und Unterthanen werden ſchärfer von der Geiſtlichkeit müſſen hergenommen werden. Wiederum werden die Prieſter ſtärker auf die ihnen zufallenden Erbſchaften dringen, und entweder ihre Arbeiter und Handwerksleute knapper bezahlen, oder ſelbſt arbeiten müſſen, welches andern Künſtlern und Profeßioniſten ein Abtrag wäre. Mit einem Worte, man ſtelle an, was man will, man ſchadet doch allezeit dem gemeinen Weſen, wenn man die Geiſtlichkeit beraubet.

3tens. Vielleicht iſt das, was man gemäß dieſem Syſteme den Armen ausgeſprochen, in etwas zuviel. Den

Land-

Landmann treffen 200, den Armen 100 fl., welches gewiß nach Proportion zuviel iſt. Denn wenn der Arme nur in etwas geringer ſteht als ein Bauer, warum ſoll nicht dieſer lieber ſich ein Bettler als ein Landmann zu ſeyn wünſchen? Die Armen erhalten ihre 100 fl. ohne Gefahr und Arbeit, und ernähren nur ſich allein, oder höchſtens zweenen oder drey andere Menſchen. Hingegen der Landmann ſchwitzt und arbeitet, und hat ſamt dieſem allen nicht mehr als 200 fl. Davon muß er ſo vielen Menſchen und Thieren den Unterhalt reichen, Steuern und Anlagen bezahlen, dem Prieſter den Zehend, ſeinem Kinde eine Ausſtattung geben, und noch überdieß Quartier tragen. Wofern einige oder mehrere von dergleichen Bauern und Unterthanen an den Bettelſtab kommen, ſo leidet ja die Republik am allermeiſten dadurch. Die Lebensmittel werden vertheuert, weil die Bearbeiter der Felder vermindert werden. Sofort häufen ſich die Armen und Bettler: für ſie ſind die ausgezeigten Summen Geldes nicht mehr hinreichend; folglich fängt das Almoſengeben von neuem an. Ueberdas erzeugt auch der Müßiggang Aufwiegelungen, Diebſtäle, offenbare Spaltungen, und tauſend andere Uebel.

4tens. Aus dem Antheile, den die Armen nach dieſem Syſteme bekommen, hat der Staat nicht den mindeſten Nutzen zu gewarten; weil dieſes auf ſie verwendete Geld nichts fruchten kann, da es meiſt von müßigen Leuten verzehret wird. Und wenn auch ſchon das gemeine Weſen davon was fordern wollte, ſo könnte es doch nichts erhalten, da die Armen ja keineswegs was Ueberflüßiges haben.

5tens. Es iſt eine bloße Einbildung, daß das Almoſengeben mittels Einführung dieſes Syſtems durchaus ein Ende haben müßte. Geſchieht nicht eine andere weiſere Veranſtaltung kluger Staatiſten, ſo wird immerzu Almoſen von Müßiggängern, Verſchwendern, und durch eigne Schuld verarmten Leu-

ten erbettelt, ja wohl erpreſſet werden. Statt heilſamen Almoſen wird man demnach von Diebſtälen und Raubereyen, welche Uebel gewiß größer ſind, als das vorige, mehr als einem lieb iſt, hören können. Uebrigens, daß das Betteln und Almoſengeben in einem etwas großen Staate gänzlich könne aufgehoben werden, iſt faſt unmöglich. Noch zur Stunde iſt es nichts als ein Wunſch. Zudeme iſt ja das Almoſengeben nützlich. Dadurch erſtatten wir Genugthuung für unſere Sünden, üben uns in der Liebe des Nächſten, und bezwingen gleichſam den Himmel. Daher hat auch unſer göttliche Erlöſer ſeinen Glaubigen vorgeſagt, daß ſie die Armen allezeit würden um ſich haben.

6tens., und letztens. Die Gleichförmigkeit, auf welche uns das letztere Syſtem führet, wäre eben nicht zu tadeln. Da aber, wann dieſelbe mit den Bedürfniſſen, und den verſchiednen Umſtänden der Republik nicht übereinkömmt, da iſt es beßer, daß man ſich nach dergleichen Umſtänden richte, und eine Gleichförmigkeit einführe. Denn wenn es blos auf die Gleichheit ankäme, ſo wäre dieß Syſtem das allerbeſte. Acht tauſend Menſchen vertheilen unter ſich auf das gleichförmigſte 3200000 fl., ſo fällt auf jeden Mann 400 fl.

$$\left.\begin{array}{r} 3200\ 000 \\ 3\ 000 \end{array}\right\} 400$$

Und zwar nach dieſer Einrichtung läge nichts daran, ob der vom Adel jener ein Bürger, dieſer ein Bauer wäre. Was das Aeußerliche betrift, würde ja kein Unterſchied beobachtet, und nach dem innerlichen Menſchen iſt nie einer geweſen. Allein dergleichen Rathſchläge erfordern ganz andere Menſchen, als wir ſind: folglich ſind ſolche Syſteme unbrauchbar. Wollte man ſelbe auch ſchon einführen, ſo würden ſie

doch

doch täglich neues Unheil anrichten, und das ſo lange und viel, bis wir uns wieder zur vorigen Ungleichförmigkeit wendeten. Die Herren Staatiſten mögen immer die Gleichheit eines erdachten Syſtems an ſich ſelbſt probieren, und allein unter die Staatsglieder ihres Ranges einführen. Sie können es verſuchen, z. B. bey allen vom Hofe abhangenden hohen und niedern Perſonen eine ohne alle Ausnahme des Privatanſehens durchgehends gleichförmige Einrichtung zu machen. Fällt dieſer Anſchlag gut aus, vielleicht bequemen ſich die Stadt- und Landleute auch dazu, denſelben anzunehmen. Zwar von den Geiſtlichen wäre dieß niemal zu begehren, oder zu hoffen. Denn ihnen ſteht nicht einmal zu, das zu thun, was ſie ſelbſt unter ſich wollen, um wieviel weniger, was die Politik verlangt. Sie ſind an die Lehre JEſu, und an die Vorſchriften der Ausleger derſelben, der Apoſtel nämlich, gebunden. Welch ein großer Unterſchied iſt hierinn dazwiſchen? Der Adel kann in jedem Staate nach einer willkührlich und täglich veränderlichen Anordnung, ohne daß dieß angränzende Länder nur im mindeſten berühret, ſich richten müſſen. Allein bey der Geiſtlichkeit geht es nicht an. Die wahre Kirche erſtreckt ſich durch mehrere Reiche. Was mit den Geiſtlichen in einem Reiche vorgeht, betrift entweder den Nutzen oder Schaden aller in was immer für entlegenen Gegenden ſich aufhaltender Prieſter, weil nur eine wahre Kirche nach unſern katholiſchen Lehrſätzen ſeyn kann. Aber hier iſt der Ort nicht, ſolches zu erklären.

Sechs-

Sechszehente Unterſuchung.

Iſt es wahr, daß die Prieſter von dem vierten Theile der Einkünfte erhalten werden, in einem Staate, wo ihnen in der That der vierte Theil gehöret?

In bisher beſchriebenen Syſtemen war ich ziemlich freygebig. Ich ließ immer zu, daß nur allein 1000 Geiſtliche wären, welche von 800000 fl. Einkünften lebten.

Doch es verhält ſich die Sache ganz anderſt. Und damit ich mich erkläre, ſage ich, daß man wohl beobachten müſſe, daß meine Eintheilungen nicht ſo faſt auf einzelne Leute, ſondern auf Geſchlechter, und Familien zu zielen: das iſt: daß ich nicht ohne weiters allein tauſend Prieſter, tauſend Adeliche, ſondern deren tauſend Familien, folglich tauſend Geiſtliche ſamt ihren Dienern, und Angehörigen, ſo auch tauſend Adeliche mit ihren Untergebenen, Verwandten, Frauen und Kindern verſtanden habe.

Um die Umſtände dieſer Sache recht zu erklären, und deutlich zu machen, iſt vonnöthen, daß ich von der Anzahl und Vielheit der Familien in jeden Ständen rede, und dieſelbe ſoviel möglich, beſtimme.

I Bey einer geiſtlichen Familie beſtimme ich, daß ſie beyläufig aus 15 oder 20 Köpfen beſtehe, den Prieſter ſelbſt nicht dazu gerechnet.

Es ſind zwar Prieſter, die keine Güter haben. Dieſe haben auch keine Diener. Andere hingegen haben deren 2 oder 3.

Andere wiederum, die Aecker und Weinberge beſitzen, als da ſind Klöſter, Kanonicatſtifter, und etwas mehr bemittelte Pfarrer haben nach Anzahl der Geiſtlichen, 10 Diener, oder Knechte, aber ſo, daß unter dieſen abermal einer oder der andere Knecht oder Diener iſt, der Weib, Kinder, zuweilen auch Mägde, mithin eine Familie hat, welche von dem Gute ihrer Herren, der Geiſtlichen lebet. Es ſind auch Prieſter von höherm Stande, und Range, welche eine Dienerſchaft, und Begleitung und Verwandſchaft, in allem zu 100, 200, zuweilen auch 1000 Köpfe ernähren, worunter ebenfalls viele ſind, die eine große Familie haben, alſo zwar, daß auch ihnen wieder Leute mit Familien zu Dienſten ſtehen.

Daher wollen wir endlich ſchlieſſen, daß in einer geiſtlichen Familie 20 Menſchen ſich befinden, die da von den Einkünſten des geiſtlichen Gutes leben.

II Auf eine adeliche Familie rechnen wir ebenfalls 20.

III Und auf die Familie eines Bürgers und Stadteinwohners wollen wir 10 rechnen.

Denn in dergleichen bürgerlichen Familien iſt kein ſo großer Unterſchied in der Anzahl der zugehörigen Leute. So beyläufig ſind ſie gleich. Und in der That könnte ich es für genug halten, wenn ich auf eine ſolche Familie 8 Köpfe rechnete. Allein, ich bin ſehr freygebig, und laſſe lieber gelten, daß die in Städten lebende Stände, oder Bürger mehr, als minder Menſchen ernähren.

IV Einer Familie eines Bauers oder Landmannes gebe ich ebenfalls 10 zu ernährende Menſchen zu.

Und was ich nun alles hier angefügt, findet ſich in gegenwärtiger Tabell.

Familien.	Perſonen der Familie.	Einkünfte von Allen.	Auf jede Perſon gleich abgetheilte Einkünfte.
Prieſterliche 1000.	20000	800000	40 für eine Perſon.
Adeliche, 1000.	20000	800000	40 für eine —
Bürgerliche, 2000.	20000	800000	40 für eine —
Bäueriſche, 4000.	40000	800000	20 für eine —
Perſonen überhaupts —	100000	3200000	—

Da wir dieſes alles ſolchergeſtalten, und zwar, wie ich glaube ganz vernünftig angeſetzt, und geordnet, bringen wir aus 8000 Familien 100000 Menſchen heraus, welche alle von 3 Millionen und 200000 fl. ernähret werden.

Ich frage aber, wieviel ſind unter dieſer großen Anzahl Geiſtliche? Einzig und allein 1000. Denn die 20000 Menſchen, die wir oben der ſämtlichen Geiſtlichkeit beygezählet, ſind Lajen, Diener, Mägde, Bekannte, u. d. gl. In tauſend geiſtlichen Häuſern, wo man ißt und trinkt, eſſen und trinken bey 20000 andere Meuſchen, und mehr nicht, als allein 1000 Prieſter.

Aus

Aus dieſem allen glaube ich, habe ich handgreiflich dargethan, daß es gänzlich falſch ſey, daß den Prieſtern ein gar zu großer Theil von den Einkünften der Republik zukomme. Das meiſte davon erhalten Leute, die keine Geiſtlichen ſind. Die Geiſtlichen genieſſen alſo nicht den vierten, ſondern den hunderten Theil von den Renuten eines Landes. Denn was den Prieſtern noch über ihre Speiſen und Kleidung übrig bleibt, wird auf Lajen, und zum Nutzen der Republik verwendet.

Aber wir haben der Sache noch nicht genug gethan. Wir müſſen noch einige Punkte erklären. Wer ſind jene Unterthanen und Bauern? Weßen Gründe beſitzen ſie? Einige davon erlangten ſelbe auf mancherley Weiſe, und unter verſchiedenen Bedingniſſen vom Adel. Und in der That lebt und bereichert ſich der Landmann oft von den Gütern der Adelichen, denen er nur ſehr wenig zu reichen hat.

Ferners haben auch einige anderen Bauern ihre Gründe von Biſchöfen, Aebten, Dom= und Chorſtiftern, u. ſ. f. Davon werden ſie reich, und das um ſo mehr, je leidlicher ſie meiſtentheils, wie es ſich auch geziemet, von der Geiſtlichkeit gehalten werden. Wer getrauet ſich aber zu behaupten, daß zwar die Unterthanen des Adels von den Gründen und Gütern der Adelichen, nicht aber die Unterthanen der Geiſtlichkeit von den Gütern der Geiſtlichen leben? Man ſähe ja offenbar die Partheylichkeit, und das gezwungene Weſen?

Nehmen wir an, daß die Geiſtlichen und der Adel beyderſeits eine gleiche Anzahl Unterthanen nebſt deren Familien haben: ſo unterhält ſodann die Geiſtlichkeit 2000 Landleute, oder Unterthanen, und 20000 ihrer Hausgenoſſenen. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich bey dem Adel.

Weiters unterſuchen wir, woher der bürgerliche Stand, oder die Einwohner der Städte leben, als da ſind verſchiedene Künſtler, Handelsleute, Schreiber, u. ſ. f.?

Zwar helfen ſie ſich meiſtentheils einander ſelbſt, und einer dienet dem andern, durch Arbeit, Zubereitung, Kauf und Verkauf. Doch wir laſſen dieß alles an ſeinen Ort geſtellet, und übergehen es in gegenwärtiger Berechnung, um eine nette Gleichheit zu gewinnen.

Wir ſagen ſodann, daß die Stadtleute ihren Unterhalt theils vom Adel, theils von der Geiſtlichkeit, und dieß auf zweyerley Weiſe bekommen. 1ſtens holen die Adelichen und Geiſtlichen eine Menge verſchiedener Gewürze und Lebensmittel, Kleider, Waffen, Jagd- und Hausgeräthe, Werkzeuge zum Landbau, Gartenweſen, u. d. gl. ferners Meublen, Kirchenornamente, heilige, und geiſtliche, und auch andere Geſchirre aus den Städten her, welches alles ſie alldort bereiten laſſen, und kaufen. Folglich werden alſo die Bürger von dem Adel und der Geiſtlichkeit ernähret, wovon ſie theils baares Geld, theils Lebensmittel, und Getreid erhalten. 2tens brauchen auch die ländlichen Unterthanen, und Bauern verſchiedenes aus der Stadt. Für ſie arbeiten hauptſächlich die geringern Handwerksleute, Schneider, Gerber, Lederer, Wagner, Sattler, u. ſ. w. Auch werden durch die ewigen Streitigkeiten der Bauern, weil ſie unverſtändig, hartnäckig, und zänkiſch ſind, und ſich nicht leicht berichten laſſen wollen, die Richter, Beamten, Advokaten, Schreiber und Gerichtsdiener nicht wenig reich und bemittelt. Gleichwol rechnen wir dieſe nicht zu den Bürgern, und Stadteinwohnern, weil ſie nicht unmittelbar von jener ihren Gründen leben. Gewiß, das Landvolk macht einen ſehr großen Aufwand, beſonders, wo es hübſche Güter von den Herren beſitzet, und ziemlich leidlich gehalten wird, alſo zwar, daß die Bauern ſich nett

kleiden,

kleiden, in den Wirthshäuſern wacker zechen, und ziemlich hohe Spiele anſtellen können, deren ſich auch manchmal kein Adelicher ſchämen dörfte. In unſern baieriſchen Landen haben wir deſſen ſehr viele Beyſpiele.

Da aber die Unterthanen und Landleute ſo vieles aus den von dem Adel und der Geiſtlichkeit erhaltenen Gütern ziehen, ſo iſt ja die Folgerung billig, daß all ihr Aufwand den Stadtleuten gleichſam von dem Adel und der Geiſtlichkeit zukomme. So ernähret dann der Adel, und geiſtliche Stand noch den dritten, nämlich den Burgerſtand, und das mittels der Unterthanen, die den Bürgern ſo vieles zukommen laſſen.

Behaupten wir nun, daß dieſes nach gleichen Theilen geſchehe, (wie es ſehr wahrſcheinlich iſt) ſo werden 10000 Bürger vom Adel, und 10000 von der Geiſtlichkeit erhalten.

Wenn ich nun den Prieſter- und Adelſtand betrachte, ſo iſt gewiß, daß jener von dem letztern ſehr vieles empfangen habe, und dieſes ohne höchſt sträfliche Undankbarkeit nicht läugnen könne. Hingegen iſt auch gewiß, daß der Adelſtand ſehr vieles von den Prieſtern durch Lehen, durch einträgliche Ehrenſtellen, durch jährlichen Unterhalt, und beſonders durch Kanonicate bekommen habe, und noch zur Stunde bekomme, indeme dieſe letztere ohnehin dem Adel gleichſam eigenthümlich geworden. Sollte dieſes nicht alleine ſchon genug ſeyn, den Prieſtern die Gewogenheit des Adels zu erwerben, wenn auch jene geiſtliche Gutthaten nicht wären, welche ſie nicht nur den adelichen Familien ſelbſt, ſondern auch ihren Unterthanen und Bauern erzeigen, da ſie dieſe bis heut zu Tage in der wahren katholiſchen Religion, und folglich in beſtändiger Ruhe, und unverletzten Gehorſame gegen ihre Fürſten erhalten haben, welche von dieſer Nation eine vorzüglich groſe Liebe erfahren.

Da wir nun alles dieſes ſo genau erwogen haben, ſo können wir ſicher folgende Rechnung ſchlieſſen.

Es ſind in dem gemeinen Weſen 100000 Perſonen.

Unter dieſen ſind 1000 Prieſter, und 1000 Adeliche.

Die 1000 Prieſter ernähren 50000 theils Bürger, theils Bauern.

Die 1000 Adelichen ernähren eben ſoviel.

Wenn wir alsdann die Unköſten betrachten, welche der Adel und die Geiſtlichkeit auf ihre Nahrung und Kleidung verwenden, ſo ſind dieſe ziemlich gering, und deſto minder zu beneiden, weil ſie den andern Ständen zum Nutzen und Unterhalte dienen.

Ja dieſe ſind den Prieſtern vielmehr groſʒen Dank ſchuldig, und ſollten ſich auch nur wegen den bisher angeführten politiſchen Urſachen auf alle mögliche Weiſe beſtreben, das Prieſterthum unverletzt in ſeinem Flore zu erhalten.

Wenn die Prieſter eine ganz neu angekommene Gattung von Menſchen wären, nnd von Cyklopen, und Centauren abſtammten, ſo könnte vielleicht der Neid noch einigen Grund haben. Nun aber ſind die Prieſter, die Religioſen, die Prälaten, die Domherren und die Biſchöſe Kinder aus unſerm Staate; ſie ſind unſere Brüder, unſere Verwandte, unſer eignes Blut. Jeder Stand des gemeinen Weſens kann zum Prieſterthume gelangen. Dem Adel ſtehen ohnehin alle geiſtlichen Ehrenſtellen offen. Aus dem Bürgerſtande werden auch ſehr viele aller geiſtlichen Würden, und Güter theilhaftig;

tig; alſo, daß ſie den ihrigen reichlich helfen können. Wie vielen hat endlich aus dem Bauernſtande ihre Tugend, und ihr Verſtand zu den beſten, und anſehnlichſten Pfründten geholfen? Der Adel hingegen ſchließet alle Bürger aus, die Bürger wiederum alle diejenigen, welche nicht von ihrer Zunft ſind. Das Prieſterthum alleine iſt ein allgemeines Gut, ein Gut, welches alle tauglichen, alle tugendhafte Glieder des Staates erlangen können.

Ich habe alſo bisher erwieſen, daß, wenn man auch ſetzet, daß die Geiſtlichkeit den **vierten Theil** der Einkünften beſitze, es dennoch falſch ſey, daß nur wenige Prieſter dadurch ernähret werden: indeme **zwanzig**, ja **fünfzigmal** mehr Lajen davon leben.

Hier könnte einer ſagen, daß man den Geiſtlichen deßwegen gar keinen Dank ſchuldig ſey, weil auch andere, wenn ſie dieſe Einkünfte hätten, eben ſoviele Perſonen erhalten würden.

Ich antworte darauf 1ſtens. Dieſer Einwurf zeuget von einem ſchwachen, und höchſt undankbaren Gemüthe. Es iſt die Frage nicht, wer ſie **erhalten würde**; ſondern wer ſie **jetzt zur Stunde erhalte**. Auf dieſe Weiſe könnte ein jedes Kind zu ſeiner Mutter ſagen: Ich bin dir keinen Dank ſchuldig. Hätteſt du mich nicht geſäuget, würde es eine andre gethan haben.

2tens. Mit eben dem Rechte könnten die Prieſter ſagen: Wenn der Biſchof Landshut hätte, würde er auch den Rath, den Adel, und die Einwohner erhalten. Sind ſie darum ihrem Fürſten, der ſie wirklich erhält, keinen Dank ſchuldig?

3tens

3tens. Wußte ich hierauf noch einige andere nicht ungegründete Antworten. Weil ich aber dadurch Jemand beleidigen könnte, will ich ſie mit Stillſchweigen übergehen?

Endlich wird einer ſagen: Ich laſſe es zu, daß jene Geiſtliche, welche von Gründen, und liegenden Gütern leben, dem gemeinen Weſen nicht ſchaden. Denn die Gründe müſſen einen Herrn haben. Ob dieſer nun ein Prieſter, groß oder klein, ſchwarz oder weiß ſey, lieget dem Staate wenig daran, wenn nur dadurch vielen Menſchen, und auch den allgemeinen Nöthen geholfen iſt. Aber die Mendicantenklöſter, und andere Religioſen, welche vom Almoſen leben, ſind dem gemeinen Weſen ſchädlich, und den Gliedern deſſelben überläſtig, weil ſie die Bauern, welche ohnehin mit Stift und Steuer beladen ſind, durch ihr Betteln noch mehr beſchweren.

Ich antworte hierauf 1ſtens: Wir wollen indeſſen zugeben, daß die Mendicantenklöſter dem gemeinen Weſen ſchaden. Wir wollen aber um ein Mittel umſehen, dieſem Uebel zu ſteuern. Sollte man vielleicht alle umbringen? Doch dieſes iſt nicht erlaubt. Nein, ſaget hier einer; man ſollte ſie abſterben laſſen, und nicht mehr ergänzen. Alſo werden ſie von ſich ſelbſt den Staat zu beunruhigen aufhören.

Dieſer Rath iſt ohne allem Grunde. Denn, wenn dieſe geſtorben ſind, werden unterdeſſen anſtatt ihrer andere unter dem Volk aufwachſen, welche ſich in Mendicantenklöſter verfügen würden, wenn es noch eine gäbe. Da nun keine dergleichen Klöſter mehr zugegen ſind, wo will man mit dieſen Leuten hin? Es iſt offenbar, daß dieſer Anſchlag unnütz und eitel ſey, und daß die Laſt des gemeinen Weſens durch dieſes nicht erringert werde, wenn man auch alle Mendicanten abſterben läßt.

2tens. Wir wollen uns auf einen Augenblick einbilden, daß die Mendicanten keine Prieſter, ſondern bloße Lajen, und frey von allen Gelübden ſind: alſo, daß man ihnen kein Almoſen mehr reichen darf, die Kranken und Schwachen ausgenommen. Wir wollen dem Rathe der Herren Staatiſten folgen, und ſie nicht mehr betteln laſſen. Was wird geſchehen? Entweder werden ſie vor Hunger ſterben. Und wie ſchön wäre nicht dieſe aus dem Rathe der Staatiſten entſpringende Folge? Oder es werden ihnen andere freywillig die nöthige Nahrung bringen, welches aber die Staatiſten verbiethen, weil es wiederum ein Almoſen wäre. Oder wir wollen aus ihren Klöſtern Werkſtätte, und aus ihnen ſelbſt Weber, Schmiede, und andere Handwerker machen. Dieſes werden aber die Bürger und Stadteinwohner nicht leiden. Sie werden ſagen, daß ihnen dieß nachtheilig ſey, daß ihren Weibern und Kindern das Brod genommen werde, daß dieſe neue Handwerksleute kein Hausweſen haben, und deßwegen um einen leichtern Preis arbeiten, und alles Gewerb an ſich ziehen würden. Sie werden einhellig ſagen, daß es beßer ſey, wenn ſie an ſtatt der Handwerke zu ihren prieſterlichen Pflichten zurücke kehren. Sie werden ihnen noch dazu eine Beyſteuer zu ihrem Unterhalte verſprechen.

Wenn ein Politikus dieſe Klagen der Bürger zu ſtillen, dieſen neuen klöſterlichen Handwerksleuten Weiber geben wollte. Würde das Uebel noch ärger. Denn da wäre es nicht nur um Erhaltung der neuen Handwerker ſelbſt, ſondern auch eines zahlreichen Kinderheeres zu thun: und an ſtatt eines dem gemeinen Weſens ſchädlichen Haufens würden 4 bis 6 andere den Staat beſchweren.

3tens. Wie wäre es aber, wenn wir aus ihnen Soldaten machten, und alſo ein beſtändiges Kriegsheer für die Republik herſtellten? Dieß iſt ein ſehr gutes Projekt: durch

dieſes iſt dem beſchwerlichen Werben abgeholfen, welches zuweilen viel Geld, ja nicht ſelten Gewalt koſtet. Denn ſo kommen die Soldaten freywillig, und bringen noch dazu Geld mit ſich. Soviele Jünglinge jetzt bey den Franciſcanern, Capucinern ꝛc. anhalten, werden nachmals, wenn man aus Franciſcanern ꝛc. Soldaten gemacht hat, zu dieſer neuen Miliz auf das Capitel reiſen, und aufgenommen zu werden begehren. Und gleichwie jetzt die Capucinercandidaten ihr Brevier, und ihre Kutte ſelbſt mitbringen, alſo werden ſie nachmals mit ihren Waffen, mit Schußgewehre, und Säbel, und mit allem nöthigen Zeuge hngezogen kommen. *Scilicet et retro longam fert ruſticus haſtam.*

4tens. Wir wollen aber darauf ernſthaft antworten. Wenn man auch alle Mendicanten der beſtändigen Landmiliz beygeſellte, würde doch weder der Staat, noch die Privatleute einen Gewinn daraus ziehen. Denn die Capuciner, wenn ſie auch ſchon Soldaten ſind, werden doch noch auf zweenen Füſſen gehen, ſie werden noch dreyßig Zähne im Munde haben, ſie werden noch eſſen wollen. Man wird ſie alſo ernähren müſſen, und weil ſie nicht betteln dürfen, müßte man nothwendiger Weiſe neue Steuern ausſchreiben. Iſt wohl zu glauben, daß das Volk lieber neue Abgaben den Capucinern als Soldaten geben werde, als es ihnen ehemals Almoſen als Prieſtern gegeben? Gewiß nicht. Denn die Steuern giebt man in Gelde, das Almoſen hingegen in Lebensmitteln, Butter, Getreide, u. ſ. f. Die Steuern fordert man mit Gewalt; das Almoſen giebt man freywillig. Die Steuern werden zweymal ſo groß begehret werden, als das Almoſen geweſen; damit es nämlich nicht nur zum Solde der neuen Capucinermiliz, ſondern auch zum Unterhalte ihrer Oberſten, und der Steuereinnehmer, welche zuweilen Pech an den Fingern haben, erklecke. Wiederum werden die Capuciner die Soldatenart annehmen; ſie werden den Bauer plagen, und ihm

die-

mit Drohworten und Gewalt nicht wenig über die ſchuldige Nahrung und Steuer abzwingen. So werden dann wiederum ſowohl die Bürger als Bauern kommen, und den ſpitzfindigen Rath dieſes Herrn Projectantens verwerfen. Sie werden die Capuciner lieber in ihrer langen Kutte, als mit dem Gewehre auf den Schultern ſehen.

Ich will aber zeigen, daß auch von den Mendicanten ſelbſt ſehr viele Lajen unterhalten werden. Gehen wir hin in ihre Klöſter. Wieviele Arme werden wir ſehen, welche von ihnen tägliches Almoſen, tägliche Nahrung bekommen: nichts zu melden, wievielen Handwerksleuten ſie etwas zu verdienen geben.

Dieſes alles konnte aber zu wenig ſcheinen. Betrachten wir nur, daß in dieſen Mendicantenklöſtern ſehr viele ſind, die nicht kleine Reichthümer in der Welt gelaſſen haben. Wer genießt dieſe? nämlich ihre Brüder, Schweſtern und Verwandte. Dieſe Capuciner behelfen ſich täglich mit einer ſchlechten Koſt für etliche Kreutzer, damit ihre Befreundte etliche Dukaten verzehren können. Dieſe Capuciner, dieſe Mendicanten ſind es, welche ihre reiche Anverwandte ernähren: und es iſt eben ſoviel, als wenn ſie, oder ihr Kloſter täglich das Geld ihren Brüdern und Schweſtern zuſchickten, damit ſie ſich davon ernähren konnten.

Wir wollen jetzt ſetzen, daß unter den Mendicanten nur der ſechste Theil ein jährliches Einkommen von 100 fl. verlaſſen habe. Wenn nun 6000 Mendicanten in dem Lande ſind, ſo ſind 1000 unter ihnen, welche dieſes jährliche Einkommen ihren Brüdern überlaſſen haben. Folglich kann man mit Wahrheit ſagen, daß ſie jährlich 100 fl. zu Erhaltung ihrer Brüder ausgeben.

Doch genug von dieſen abgeſchmackten Einwürfen. Ich bin deren müde, gleichwie es auch meine Leſer ſeyn werden. Ich will alſo zu etwas anderes ſchreiten.

Siebenzehente Unterſuchung.

Erfordert eine geſcheide Politik, daß die Geiſtlichen arm, oder wenig bemittelt ſeyn?

Was wir bisher von den Gütern der Geiſtlichkeit geſaget, und unterſuchet haben, ſcheinet mir dieſe Frage zu entſcheiden, und zu beweiſen, daß keine vernünftige Politik dieſes erfordere.

Ich könnte hier viele Zeugniſſe und Beweisgründe aus politiſchen Schriftſtellern anführen, wenn es nicht zu weitläuftig wäre. Ich will nur die Worte des Silhon eines franzöſiſchen Autors in ſeinem Buche Miniſtre d'Etat. Part. 1. Liv. 2. Diſcours 11. ausſchreiben, welche Limnäus in ſeinem Werke von Frankreich alſo überſetzet hat: Weil GOtt „ jenes große Werk der Erlöſung des menſchlichen Geſchlech„ tes vor hatte, und ſelbſt das Ziel und Mittel der menſch„ lichen Glückſeligkeit ſeyn wollte, geziemete es ſich, daß die „ Kirche, die er zu ſtiften dachte, in ihrem Urſprunge arm „ war, und damit die Welt erkannte, daß dieſes ein göttli„ ches Werk ſey, mußte ſie durch andere Wege, als durch „ die Reichthümer empor kommen, auf daß ſie nämlich die „ Güter durch die Armuth, die Hochheit durch die Verach„ tung, und die Weisheit dieſer Welt durch Unwiſſenheit „ der unterirdiſchen Dinge beſiegte. Denn wäre ſie im Ueber„ fluße gekommen, wäre ihr Eintritt in dieſe Welt prächtig, „ und ihre Lehre durch redneriſche Figuren, und philoſophi-

„ ſche

„ ſche Spitzfindigkeiten verzieret geweſen, könnte ſie uns ver-
„ dächtig ſcheinen. Niemand würde jenen Fortgang bewun-
„ dern, den ſie in kurzer Zeit gemacht hat, alſo, daß ſie aus
„ einem Erker von Paläſtina gleichſam in einem Augenblicke
„ bis durch die äußerſten Gränzen der Welt gedrungen hat.
„ Niemanden würde es ſeltſam vorkommen, wenn Geitzige
„ nach Goldſchätzen, die Ehrgierigen nach groſſen Würden
„ trachteten, und die Einfältigen durch die Beredſamkeit be-
„ täubet würden. Jener bekannte Betrüger, mit deßen Irr-
„ thümern zwey Drittel dieſer Erde beſtricket ſind, hätte ge-
„ wiß keine Anhänger gefunden, wenn er arm geweſen wä-
„ re. Er würde keine Völker betrogen haben, wenn er ſie
„ nicht mit Gewalt bezwungen hätte. Folglich war es noth-
„ wendig, daß die wahre Religion zum Zeichen ihres göttli-
„ chen Urſprunges gerade wider die Grundſätze der Weis-
„ heit der Welt eingeführet, und aus ſolchen Dingen zu-
„ ſammen geſetzet wurde, welche ſie vielmehr zu zernich-
„ ten ſcheinten. Aber da ſie die Liebe GOttes und des
„ Nächſten, als das Kennzeichen der Jünger JEſu zu ihrem
„ Ziele hatte, geſchah es, daß die erſten Chriſten ihre Hab-
„ ſchaften zu den Füßen der Apoſtel brachten, und ſich ſelbſt
„ ihrer Güter begaben, um ſelbe den übrigen Chriſten mitzu-
„ theilen. Man behielt aber das Zuſammengebrachte nicht
„ in einem beſtändigen Schatzkaſten auf, ſondern man ver-
„ theilte es gleich unter den Glaubigen, gemäß ihrer Dürf-
„ tigkeit. Als hernach die Menſchenliebe mit der Anzahl der
„ Bekehrten anwuchs, und alſo die der Kirche täglich ge-
„ opferten Güter ſich gleichſam unendlich vermehrten,
„ hielt man für rathſam, das Opfer ſelbſt zu behalten, und
„ die davon abfallenden Zinſe zum Unterhalte der Prieſter,
„ und der Armen zu wiedmen. Dieſes geſchah vermuthlich
„ noch bey Lebzeiten der Apoſtel, oder gewiß kurz nach ihrem
„ Tode. Da wurde dieſe Schatzkammer unter den Dienern
„ der Kirche ausgetheilet, und zu andern Gebräuchen alſo be-

„ ſtimmet, daß ſie nicht mehr zuſammen kommen konnte. Die-
„ ſe Ordnung dauerte bis zu unſern Zeiten, und es mögen
„ die Privatleute die Kirchengüter misbrauchet haben, oder
„ nicht, ſo iſt doch kein Zweifel, daß die Menſchenliebe der-
„ jenigen, welche zuſammen geſteuert haben, vor den Au-
„ gen GOttes höchſt koſtbar, und ihr Eifer ſehr verdienſtlich
„ geweſen. Ueberdas ſage ich, daß nach jenem göldnen Jahr-
„ hunderte des Chriſtenthums, da man nichts als JEſum den
„ Gecreutzigten kannte, und aus der Dürſtigkeit, und De-
„ muth der Glaubigen die größten Wunder entſtunden, ganz
„ und gar nicht ungereimt geweſen, daß die Kirche reich war.
„ Und weil nachmals die übernatürlichen Mittel, durch wel-
„ che die Kirche GOttes gebauet war, unter den Menſchen
„ ſeltſam zu werden anfiengen, war es der Wille GOttes,
„ daß ſie durch äußerliche Sachen verherrlichet, und größer
„ würde, um dadurch das Volk, welches ohnehin meiſtens
„ auf das Sinnliche zu halten pfleget, in der ſchuldigen Ehr-
„ furcht zu erhalten. „ Soweit Silhon.

Ich will noch ein Zeugniß aus dem nämlichen Diſcours dieſes Autors herſetzen. „ Ob es ſchon Geiſtliche giebt, ſagt er,
„ welche des Reichthumes wegen laſterhaft geworden, und ob-
„ ſchon die Ausgelaſſenheit von dem Ueberfluße der Güter her-
„ kömmt, ſo folget aus dieſem doch nicht, daß man der Kir-
„ che das Ihrige nehmen ſollte Denn die Güter können gleich
„ allen guten Dingen von den Gottloſen mißbraucht werden.
„ GOtt nimmt dem Menſchen die Schönheit des Leibes nicht,
„ obwohlen ſie ihm oft zum Sündigen Urſache giebt. Man
„ hebet den Gebrauch der Sacramente nicht auf, obwohlen
„ einige einen Gottesraub damit begehen. Und Niemand iſt
„ ſchuldig, ſich ſeiner Augen zu berauben, wenn ſie ſich auf
„ ſündhafte Gegenſtände wenden. Es giebt Geiſtliche, wel-
„ che nicht gottlos wären, wenn ſie nicht reich wären. Es
„ giebt aber auch Geiſtliche, welche ein Spiegel der Tugend

„ und

„ und chriſtlichen Liebe ſind, und deren Heiligkeit unnütz und
„ verdeckt bleiben würde, wenn ſie arm wären. Aber man
„ ſagt: Die Zahl derjenigen, welche die Güter der Kirche
„ misbrauchen, iſt weit größer, als derjenigen, die ſich deren
„ mit Beſcheidenheit bedienen: und die Abſicht der Stifter
„ wird öfters vernachläßiget, als gehalten. Aber ich antwor-
„ te: Geſetzt auch, daß dieſes wahr wäre: Kann man denn
„ gleich daraus ſchlieſſen, daß man die Kirche GOttes arm
„ machen ſolle? GOtt erduldet die Laſter der Menſchen we-
„ gen einigen Tugenden, mit denen ſie begabt ſind. Er erhält
„ eine Menge der Gottloſen wegen der geringen Anzahl ſeiner ge-
„ treuen Diener. Er hätte 6000 Laſterhaften in den Städten
„ Sodoma und Gomorrha verſchonet, wenn er darinnen nur
„ drey Unſchuldige gefunden hätte. Vielleicht hätte er auch durch
„ die allgemeine Sündfluth kein ſo ſchröckliches Beyſpiel ſei-
„ ner Gerechtigkeit gegeben, wenn nur zehn gerechte Fami-
„ lien auf der Erde geweſen wären. Dieſe heilige Anordnung
„ der göttlichen Vorſicht verbiethet uns, die Kirche ihrer Mit-
„ tel deßwegen zu berauben, weil ſie übel angewendet werden.
„ Denn ſie ſind ja auch die Urſache vieler guten Werke, wel-
„ che in der Kirche ausgeübet werden. Sie dienen zur Lie-
„ be des Nächſten, welche ja unter den menſchlichen Tugen-
„ den die vornehmſte iſt. Es iſt gewiß, daß, wenn dieſe
„ Güter in die weltliche Hände kämen, noch übler angewen-
„ det, und zu mehr Unheil Gelegenheit geben würden. Die-
„ ſes ſaget ein katholiſcher Staatiſt.

Nun wollen wir auch einen Reformirten hören. **Alexander Roß**, nachdem er alle Religionen dieſer Welt, ſogar auch die falſchen unterſuchet hatte, änderte ſein in den Schulen angenommenes Syſtem, und geſtehet: daß ſowohl die Politik als die Religion ſelbſt erfordere, daß man das äußerliche Anſehen des Glaubens beſorge. Er redet im **fünften Abſchnitte von den Religionen der Welt** auf dieſe Weiſe:

„ Die

„ Die Religion iſt die Stütze des gemeinen Weſens. So-
„ lang ſich dieſe Stütze aufrecht erhält, ſtehet auch das da-
„ rauf gebaute Haus unbeweglich. Wenn ſich aber ein blin-
„ der Samſon, ein unſinniges Volk auf ſeine Stärke ver-
„ läßt, und dieſe Stütze, die Religion einmal zu wanken an-
„ fängt, wird auch die ganze Regierung, ſamt den Geſetzen,
„ ſamt der Zucht nicht lange mehr dauern. Von dieſer Wahr-
„ heit könnte man unzählige Beyſpiele von allen Zeiten an-
„ führen, welche augenſcheinlich beweiſen, daß der Staat
„ und die Religion den Zwillingen des Hippokrates gleichen,
„ welche miteinander lebten, und miteinander ſtarben. So-
„ lang die Religion in Judäa blühete, blühete auch das ge-
„ meine Weſen. Jene fiel: und dieſes ſtürzte ſogleich darüber
„ ein. Judä und Iſrael kamen nicht eher in die Gefangen-
„ ſchaft, als da ſie die Religion mit Füßen getretten. Die
„ Stärke Samſons beſtund in ſeinen Haaren. Die Stär-
„ ke der Republik beſteht in der Religion. Schneide dieſe
„ ab, und die Macht der Philiſtäer wird zunehmen. Sie
„ werden lachen, und das mächtigſte gemeine Weſen zum
„ Spott ſeiner Größe ſich unterwerfen. Dieſe iſt das Pal-
„ ladium, welches, wenn es einmal entführet iſt, weder Mauer
„ noch Schanzen die Stadt von den Verräthereyen verſichern
„ werden. Das griechiſche Reich wäre aus den Händen der
„ Paläologen niemal zu den Türken gekommen, wenn die chriſt-
„ liche Religion zu Conſtantinopel immer unverſehrt geblie-
„ ben wäre — — Cicero geſteht, daß die Römer nicht durch
„ Macht, noch durch gute Anſchläge, ſondern durch die Re-
„ ligion und Frömmigkeit die Welt bezwungen haben. Und
„ deßwegen ließ ſich der **Rath**, und das **Volk** angele-
„ gen ſeyn, die jungen **Leute** nach **Hetrurien** als der
„ damaligen **Pflanzſchule** der **römiſchen Religion** zu
„ ſchicken, um nämlich dort die Gründe der geheiligten Wiſ-
„ ſenſchaften zu erlernen. Aus eben dieſer Urſache giebt Me-
„ cenas dem Auguſt im dritten Buche des Dio Caßius die-

„ ſen

„ ſen Rath: Er ſollte ſich allezeit befleiſſen, den Got-
„ tesdienſt auf alle mögliche Art zu befördern. Er ſoll-
„ te dieſes auch andern anbefehlen, und nicht gedul-
„ den, daß ſich eine Neuigkeit oder Veränderung in
„ der Religion einſchleiche, indem aus dieſem nichts
„ als Zuſammenverſchwörungen, Aufruhren, und in-
„ nerliche Kriege entſtünden. Die Religion iſt nach dem
„ Zeugniße des Plato die Schutzmauer der Geſetze, und des
„ Anſehens. Sie iſt das Band der menſchlichen Geſellſchaft,
„ die Quelle der Gerechtigkeit, und der Treue. Wenn man
„ dieſe Mauer einreißt, dieſes Band zerbricht, dieſe Quelle
„ verſtopfet: ſo verjaget man zugleich die Geſetze, das An-
„ ſehen, die Einigkeit, die Treue und Gerechtigkeit in ein
„ ewiges Elend.„

Dieſes ſind die Worte unſers engländiſchen Staatiſtens. Es iſt aber ſchon eine geraume Zeit, daß der katholiſche Adel ſeine Kinder nicht mehr nach Rom, oder an ein anderes Ort zu Erlernung der Gründe unſrer Religion, ſondern zu den Feinden derſelben, auf unkatholiſche Akademien ſchicket, um dort in dem ſogenannten natürlichen Rechte, oder beßer zu ſagen, in den darunter verborgenen ketzeriſchen Grundſätzen unterrichtet zu werden, und zu erlernen, wie ſie das Anſehen, das zu Erhaltung des gemeinen Weſens ſo nöthige **Anſehen** den engen Schranken ihrer Vernunft nachſetzen müſſen.

Alexander Roß ſetzet ſeine Betrachtungen fort, und beſtärket dieſelben mit vielen Beweisgründen, welche hier zu weitläuftig ſeyn würden, und ohnehin ſchon bekannt ſind. Er lobet alsdann die äußerliche Pracht in der Religion, und ſetzet hinzu: „Ich bemerke, daß, wo die äußerlichen Ceremo-
„ nien fehlen, wenig Eifer, wenig Ehrerbiethigkeit ſey: da
„ ſich hingegen, wo man auch auf das äußerliche Acht hat,

„ eine gewiße Liebe der Religion zeiget, wie unſer Erlöſer
„ ſelbſt von Maria Magdalena ſaget, daß ſie ihn mehr lie-
„ be als Simon, weil ſie ihm die Füße gewaſchen, mit ih-
„ ren Haaren getröcknet, geküſſet, und mit einem Balſam ge-
„ ſalbet, Simon aber nichts von dieſem allen gethan hatte.

Zuletzt fragt eben dieſer Engeländer: „Was iſt alle-
„ zeit die gröſte Stütze aller Religionen geweſen?„ Er ant-
wortet ſich ſelbſt: „Die Ehre, der Unterhalt, und die Ver-
„ mehrung des Prieſterthums. Denn ſolang man das Prie-
„ ſterthum ehret, ſolang ehret man auch den Gottesdienſt.
„ Wird jenes verachtet, verliert auch dieſer die gewöhnliche
„ Schätzung, und darauf folget die Gottesläugnerey, und
„ die Anarchie. Dieſes merkten alle kluge, und gut beſtellte
„ gemeine Weſen, und deßwegen waren ſie immer beſorgt,
„ die Diener der Religion zu unterſtützen, und zu ehren. Ge-
„ ſtatte man den Vorſtehern eines Staates keinen Gewalt,
„ keinen Unterhalt, keine Ehre: wird nicht die ganze Regie-
„ rung, und der Gehorſam der Unterthanen aufhören? Eben
„ alſo geſchieht es auch, wenn man in einer Gemeinde die
„ Prieſter hochſchätzet. Darum leſen wir, was für einen
„ unmäßigen Unterhalt die Juden ihren Prieſtern und Levi-
„ ten beſtimmet haben, was für eine groſze, ja mehr als kö-
„ nigliche Ehre das Volk dem hohen Prieſter erwieſen. Den
„ König zierte eine Krone, den hohen Prieſter eine Infel:
„ beyde aber waren geſalbet. Wir finden auch, daß die Hei-
„ den ihre Prieſter ſo hoch geſchätzet, daß ſogar die Fürſten
„ dieſen Namen, und dieſes ſo ehrwürdige Amt verlangten ꝛc.
„ Deßwegen trugen die Prieſter gleich den Kaiſern Kronen
„ auf ihrem Scheitel. Bey den Römern waren alle Prieſter
„ von Steuern, Kriegsdienſten, und bürgerlichen Verwal-
„ tungen befreyet. Der höchſte Prieſter zu Rom hatte nach
„ Zeugniße des Dionyſius auf eine gewiße Art den Vorzug
„ vor dem Kaiſer: und er war nicht ſchuldig, weder dem

„ Rathe,

„ Rathe, noch dem Volke Rechenſchaft von ſeinen Thaten
„ zu geben. Cicero erkennt in ſeiner Rede pro Domo ſua,
„ daß die ganze Größe, und das ganze Anſehen des gemei-
„ nen Weſens in der Erhaltung, in dem Leben, und in der
„ Freyheit der ſämtlichen Bürgern beſtehe: die Religion aber
„ von den höchſten Prieſtern abhange. Unter den Mahome-
„ tanern getrauet ſich keiner den Namen eines Herrn zu
„ führen, den Calif, das iſt, den höchſten Prieſter allein
„ ausgenommen. Dem mindeſten Prieſter eine Unbild zufü-
„ gen, iſt bey ihnen die abſcheulichſte That. Unter die rö-
„ miſchen *Salios*, oder Prieſter des Mars wurde Niemand an-
„ derer als Patricii und adeliche aufgenommen. Die Prie-
„ ſter von Tyrus waren mit Purpur angethan, und die näch-
„ ſten an dem Könige. Bey den alten Deutſchen hatten die
„ Prieſter alleine den Gewalt die Laſterhafte zu ſtrafen. Die
„ Tralii erlaubten Niemanden einen Palaſt, als dem Köni-
„ ge, und dem höchſten Prieſter. Bey den Aegyptiern wa-
„ ren nur die Weiſen Prieſter, und aus der Zahl der Prie-
„ ſter ward der König erwählet. Mercurius Trismegiſtus
„ bekam deßwegen dieſen Namen, **der Dreymal Höchſte**,
„ weil er die drey vornehmſten Würden, nämlich eines Wei-
„ ſen, eines Prieſters, und eines Königes bekleidet hatte.
„ In Phönicien hatten die Prieſter alleine die Ehre einen lan-
„ gen Rock von Purpur und Gold, und auf dem Haupt ei-
„ ne mit Perlen beſetzte Krone zu tragen. Zu Rom war der
„ Prieſter des Jupiters (Flamen dialis) in ſo großem Anſe-
„ daß ein einziges Wort von ihm die Kraft eines Eidſchwu-
„ res hatte, und ſeine Gegenwart für ein Heiligthum dien-
„ te. Wenn ein Schuldiger zu ihme kam, konnte er we-
„ nigſt dieſen Tag nicht mehr geſtraft werden. Dieſer Prie-
„ ſter hatte die nämliche Gewalt, und den nämlichen Auf-
„ zug, wie der Burgermeiſter. Die Hochſchätzung der rö-
„ miſchen Prieſter kann man auch aus dem abnehmen, daß
„ Niemand als ſie in einer Sänfte auf das Capitolium dorf-

„ ten getragen werden. Heli und Samuel waren bey den
„ Juden zugleich Prieſter und Richter. Die Leviten enſchie-
„ den auch alle Streitigkeiten mit richterlichem Ausſpruche.
„ Deutr. 21. Zur Zeit Davids waren 6000 Leviten Richter.
„ Paralipom. 23. Und nach der Gefangenſchaft waren ei-
„ nige Prieſter Könige in Juda. Wir leſen auch, was für
„ eine große Ehrerbiethung die Chriſten zu allen Zeiten gegen
„ ihre Prieſter getragen haben. Die heilige Schrift nennet
„ ſie **Väter, Geſandte, Freunde GOttes, Männer**
„ **GOttes, Propheten, Engel** ꝛc. Tertullianus bezeuget
„ in ſeinem Buche von der Buße, daß in der erſten Kirche
„ die Büſſende ſich den Prieſtern zu Füßen geworfen haben:
„ ja einige ſchreiben, daß ſie die Füße der Prieſter zu küſſen
„ pflegten ꝛc. Mit einem Worte, die Religion blühet, ſo-
„ lang ihre Prieſter und Diener blühen. Mit dieſen lebet und
„ ſtirbt ſie. Solang die heidniſchen Prieſter ihren Unterhalt,
„ und die alte Ehre behielten, dauerte auch der Aberglauben,
„ ſogar zu den Zeiten der chriſtlichen Kaiſer. Kaum nahm
„ ihnen Theodoſius die Nahrung, erſtarb das Heidenthum
„ gleich einer Lampe, in der das Oel verzehret iſt.

Dieſer gelehrte Engländer urtheilet nämlich alſo: Ein gutes gemeines Weſen kann ohne einer wenigſt falſchen Religion, die man vor die wahre hält, nicht beſtehen: und dieſes iſt durch die beſtändige Erfahrung von allen Zeiten beſtärket. Die Religion ſelbſt aber kann ohne Aufwand für den Gottesdienſt, und ohne Ehrerbiethung gegen die Prieſter nicht beſtehen: dieſes iſt wiederum durch die Erfahrung außer allen Zweifel geſetzet. Folglich kann das gemeine Weſen ohne dieſem Aufwande, ohne dieſer Ehrerbiethung nicht beſtehen. Mithin erfordert eine ächte Politik auf keine Weiſe, daß die Prieſter arm, ſondern vielmehr, daß ſie reich ſind, beſonders, da ihre Reichthümer ſowol Privatleuten, als dem gemeinen Weſen zum Beſten kommen. Folglich fehlen jene Politici him-

melweit, welche aus der Schule des Puffendorfs, und anderer unkatholiſcher Lehrer des Naturrechtes faſt nichts anderes, als die Vertilgung des Prieſterthums gelernet haben.

Doch man könnte mich hier um zwey Dinge fragen: Erſtens. Ob die Erfahrung in der That lehre, daß die Völker dergleichen Ausgaben für nothwendig erachtet haben? Zweytens. Ob nach dem allgemeinen Sinne dieſe Ausgaben ſo groß ſeyn müſſen? Ich halte dafür, daß es der Mühe lohne, die Beyſpiele aller Nationen von allen Zeiten und Orten auf die Bahne zu bringen. Viele werden es nicht ohne Freude, einige ſogar auch mit Erſtaunung leſen. Diejenigen, welche es ſchon zuvor gewußt haben, werden ſich erfreuen, daß ſie mit ſo vielen Völkern vernünftig und wahrhaft gedacht haben. Ich werde alſo die Zeugniſſe und Beyſpiele der größten Völker der Welt mit nächſtem auf die Bahne bringen, welche meines Erachtens mehr Gewicht haben werden, als einige junge Witzlinge, und Nachfolger des Luthers und Puffendorfs.

Desing, Anselm, / Söckler, Bernhard / Osterwald, Peter <<von>>,

Anselm Desings, Benedictinerordens Abbte in dem befreyten Stifte und Kloster Ensdorf Staatsfrage: Sind die Güter und Einkünfte der Geistlichkeit dem Staate schädlich oder nicht? Beantwortet und Lochstein und Neubergern entgegen gesetzt
Bd.: [Erster Theil]

München 1768

4 J.can.p. 254-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10507102-4
VD18 80287433